

STUDIEN UND TEXTE ZUR SOZIALGESCHICHTE
DER LITERATUR

Herausgegeben von
Wolfgang Frühwald, Georg Jäger, Dieter Langewiesche,
Alberto Martino, Rainer Wohlfeil

Band 61

Ulrike Weckel

Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit

Die ersten deutschen Frauenzeitschriften
im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1998



Gedruckt mit Unterstützung des Förderungs- und Beihilfefonds Wissenschaft der VG Wort

Redaktion des Bandes: Rainer Wohlfeil

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Weckel, Ulrike: Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit : die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum / Ulrike Weckel. – Tübingen : Niemeyer, 1998 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur ; Bd. 61)

ISBN 3-484-35061-X ISSN 0174-4410

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1998

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Gesamtherstellung: Memminger Zeitung, Verlagsdruckerei GmbH, Memmingen

Vorwort

Vorworte sind eine zentrale Quellengruppe dieser Arbeit. In ihnen präsentierten sich die Herausgeberinnen von Frauenzeitschriften im 18. Jahrhundert erstmals ihrem Publikum und suchten es auf vielfältigen Wegen mit ihrem ungewöhnlichen Schritt an die Öffentlichkeit auszusöhnen und für ihr Werk einzunehmen.

Dieses Vorwort verfolgt ein gänzlich anderes Ziel. Es schließt sich dem guten Brauch an offenzulegen, daß wissenschaftliche Qualifikationsarbeiten – eidesstattlichen Erklärungen zum Trotz – niemals ohne »fremde Hilfe« zustandekommen. All denen, die mich während der letzten Jahre ermutigt und gefördert haben, die mir mit kompetentem fachlichen Urteil oder finanzieller Unterstützung zur Seite gestanden, die mir zugehört und meine Thesen und Ergebnisse mit mir diskutiert haben, möchte ich an dieser Stelle herzlich danken.

Frau Prof. Dr. Barbara Vogel hat mich seit Studienzeiten zu historischer Neugier ermuntert. Sie hat diese Arbeit aufmerksam und wohltuend behutsam betreut. Ihre kritischen Nachfragen und ihr Zutrauen waren für mich immer eine Herausforderung. Herr Prof. Dr. Arno Herzig hat das lange Manuskript freundlicherweise als Zweitgutachter gelesen. Frau Prof. Dr. Claudia Opitz animierte mich, über die Journale hinauszublicken und die Aufklärung auch noch aus anderer Perspektive ins Auge zu fassen. Herr PD Dr. Michael Maurer war so großzügig, mir sein privates Briefarchiv zu Sophie von La Roche zur Verfügung zu stellen. Seine sicher nicht alltägliche Kollegialität weiß ich sehr zu schätzen. Herr Klaus Schmidt vom Göttinger Index deutscher Rezensionen-Zeitschriften gab mir allerlei wertvolle Hinweise, insbesondere zur Literaturkritik, zu fiktiven Titeln und satirischen Ankündigungen im 18. Jahrhundert. Herr PD Dr. Holger Böning übermittelte mir Ergebnisse seiner Recherchen zur Deutschen Presseforschung. Frau Dr. Jutta Weber wies mich in die Benutzung der Zentralkartei der Autographen in der Staatsbibliothek Berlin ein und ermöglichte so manch neuen Handschriftenfund. Ortrud Weckel ließ nicht locker, bis wir auch noch den unleserlichsten Schriftzug entziffert hatten. Dorothea Nolde war mir mit ihren ausgezeichneten Fremdsprachenkenntnissen behilflich. Meine Freundin und Kollegin Dr. Kirsten Heinsohn machte aus meinen Vorlagen übersichtliche Tabellen. Sie und Anne Fleig, Dr. Brigitte Tolkemitt und Dr. Anne Conrad haben die Kapitel meiner Arbeit mit kritischem Blick durchgesehen und mit viel Sachverstand kommentiert. Ludolf Weckel besserte am Ende noch einige Schnitzer aus. Die Friedrich-Ebert-Stiftung und die VW-Stiftung gewährten mir Stipendien, die VG Wort bewilligte einen Druckkostenzuschuß. Herrn Prof. Dr. Rainer Wohlfeil und den anderen Herausgebern der »Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur« danke ich für die Aufnahme der Arbeit in ihre Reihe.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	V
I. Einleitung	1
II. Die Frauenzeitschriften und ihre Herausgeberinnen	20
1. Die Entstehung von Zeitschriften für ein weibliches Publikum	20
2. Die Frauenzeitschriften weiblicher Herausgeber	27
2.1 Ernestine Hofmann: <i>Für Hamburgs Töchter</i> , 1779	50
2.2 Charlotte Hezel: <i>Wochenblatt für's Schöne Geschlecht</i> , 1779	59
2.3 Sophie von La Roche: <i>Pomona für Teutschlands Töchter</i> , 1783/1784	75
2.4 Caroline Friederike von Kamiensky: <i>Luna, für die Gönner meiner Muse</i> , 1788–1790	104
2.5 <i>Das Museum für Frauenzimmer</i> »von einigen ihrer Mitschwestern«, 1790	111
2.6 Marianne Ehrmann: <i>Amaliens Erholungsstunden</i> , 1790–1792 und <i>Die Einsiedlerin aus den Alpen</i> , 1793/1794	115
2.7 <i>Die Unterhaltungen in Abendstunden</i> von einer »Gesellschaft baierischer Frauenzimmer«, 1792/1793	142
3. Verschollene Frauenzeitschriften weiblicher Herausgeber	158
3.1 Johanne Katharine Schulze und Christine Dorothea Gürnth: <i>Oekonomisches, moralisches und gemeinnütziges Journal für Frauenzimmer</i> , 1794/1795	160
3.2 »Die vier Schwestern v. R.***«: <i>Archiv der weiblichen Belehrung und Unterhaltung</i> , 1796	164
4. Von Frauen (mit-)herausgegebene Zeitschriften für ein gemischtes Publikum	167
4.1 Dorothea Lilien: <i>Papiere einiger Freunde</i> , 1780/1781	171
4.2 Friederike Helene Unger: <i>Vermischte Erzählungen und Einfälle zur allgemeinen Unterhaltung</i> , 1783–1786	175

5.	Fiktive weibliche Redaktionen	177
5.1	Publizistischer Geschlechterkampf in Wien und Prag	181
5.2	Die »deutsche Damengesellschaft« des Franz Rudolph Grossing	191
6.	Zwischenbetrachtung: Die Herausgeberinnen, ihre Frauenzeitschriften und ihr Umgang mit »Feder und Nadel«	198
III.	Die Frauenzeitschriften auf dem literarischen Markt	213
1.	Die Autorinnen: Chancen und Grenzen einer Professionalisierung	213
1.1	Von der Alleinverfasserin zur Frauenredaktion	221
1.2	Fiktive Mitarbeiterinnen	227
1.3	Einsendungen und Fremdbeiträge	234
2.	Verlag und Vertrieb: Schwierigkeiten mit der Kommerzialisierung	256
2.1	Der Selbstverlag Sophie von La Roches und ihr Ärger über unbefugte Nachdrucker	264
2.2	Die Probleme Charlotte Hezels mit dem Postvertrieb	278
2.3	Der Konflikt der Ehrmanns mit der Cottaischen Verlagsbuch- handlung	282
3.	Zwischenbetrachtung: Die kurze Blüte des Frauenjournalismus	305
IV.	Das Publikum der Frauenzeitschriften	310
1.	Lesen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts	310
2.	Die Subskribentinnen und Subskribenten der Frauenzeitschriften	318
2.1	Soziale Zusammensetzung	329
2.2	Weibliche und männliche Subskribenten	341
2.3	Regionale Verbreitung und Zentren der Lektüre	346
2.4	Lesegesellschaften und Leihbibliotheken	354
2.5	Überschneidungen der Subskribentenkreise	368
3.	Abgedruckte Leserbriefe	372
3.1	Leserinnen: Bestätigung der Herausgeberin und Selbstver- gewisserung	380
3.2	Leser: Kritische Einwände	394
3.3	Abwehr männlicher Einflußnahme: Der Streit um die Thomson- Abdrucke in der <i>Pomona</i>	410

4.	Die »gedoppelte Aufmerksamkeit« der professionellen Literaturkritik	418
4.1	Lob für die Lehrerinnen des eigenen Geschlechts	425
4.2	Verpflichtung zu Galanterie?	439
4.3	Tadel bei Überschreitung des geschlechtsspezifischen Bildungs- auftrags	446
5.	Zwischenbetrachtung: Bewegung im Publikum	450
V.	Verständigungstexte in den Frauenzeitschriften	455
1.	Räsonnement über die Ordnung der Geschlechter in der Gegenwart	455
1.1	Instruktionen zur Organisation des Hauses und Versorgung der Familie	471
1.2	Das offene Haus: Stimmen für und wider die Geselligkeit	492
1.3	Erlaubte Öffentlichkeit: patriotische, wohltätige Initiativen	510
2.	Frauengeschichtsschreibung	532
2.1	Gelehrte Frauen: Wissenschaftlerinnen und Schriftstellerinnen	547
2.2	Mächtige Frauen: Fürstinnen und Mätressen	564
2.3	Kämpfende Frauen: Amazonen und Kriegsheldinnen	572
3.	Zwischenbetrachtung: Die Vielstimmigkeit des Diskurses	585
VI.	Schlußbetrachtung	592
VII.	Anhang	599
1.	Liste der Frauenzeitschriften im 18. Jahrhundert	599
2.	Tabellen und Karten zur Subskription	606
3.	Abkürzungen	632
VIII.	Quellen- und Literaturverzeichnis	633
IX.	Register	675

I. Einleitung

Als Charakteristikum moderner Gesellschaften gilt gemeinhin die Trennung zwischen einer öffentlichen und einer privaten Sphäre. In Deutschland soll sich die Entwicklung dieser beiden, klar unterscheidbaren Gesellschaftsbereiche im späten 18. Jahrhundert vollzogen haben. In dieser »Sattelzeit«¹ erwuchs aus der ständisch verfaßten allmählich eine bürgerliche Gesellschaft.² Beschrieben und erforscht wurde in der Folge insbesondere die neue, »bürgerlich« genannte³ Öffentlichkeit. Grundlegend für alle neueren Arbeiten wurde hier die soziologische Studie von Jürgen Habermas *Strukturwandel der Öffentlichkeit* aus dem Jahr 1962. Habermas setzt an bei der »repräsentativen Öffentlichkeit« der feudalen Gewalten im Ancien Régime. Mit ihrer Reduktion auf versachlichte Staatstätigkeit sei eine Sphäre der öffentli-

¹ Reinhart Koselleck: Einleitung, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, 7 Bde, Stuttgart 1972–1992, hier Bd. 1 (1972), S. XIII–XXVII, Zitat S. XV.

² Vgl. Wolfgang Ruppert: *Bürgerlicher Wandel. Die Geburt der modernen deutschen Gesellschaft im 18. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1983 (zuerst 1981); Rudolf Vierhaus: *Deutschland im Zeitalter des Absolutismus (1648–1763)* (=Joachim Leuschner (Hg.): *Deutsche Geschichte*, Bd. 6), 2. Aufl. Göttingen 1984; Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 1: *Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815*, München 1987; Horst Möller: *Fürstenstaat oder Bürgernation. Deutschland 1763–1815*, Berlin 1989; Lothar Gall: *Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft* (=Enzyklopädie *Deutscher Geschichte*, Bd. 25), München 1993; Fred E. Schrader: *Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft 1550–1850*, Frankfurt/M. 1996.

³ Mit der Bezeichnung »bürgerlich« sollte kein Standes- oder gar Klassenbegriff assoziiert werden. Die Charakterisierung der Öffentlichkeit als bürgerliche weist einerseits voraus auf die klassisch-liberalen Konzepte der modernen bürgerlichen Gesellschaft, die in dieser Öffentlichkeit in der Folgezeit entworfen wurden. Deutet man andererseits das späte 18. Jahrhundert nicht bloß als Vorgeschichte des bürgerlichen Zeitalters, so macht es insbesondere Sinn, die Bezeichnung »bürgerlich« auf die »societas civilis« zu beziehen. Der Begriff wies damals eine aufschlußreiche Bedeutungsvielfalt auf. Er meinte noch die politische Gemeinschaft der Hausväter, spielte nach wie vor auf das naturrechtliche Konzept des Gesellschaftsvertrags an, variierte zwischen ziviler und zivilisierter Gesellschaft und umfaßte schließlich auch bereits in Ansätzen den Gedanken einer Staatsbürgergesellschaft. Vgl. Ursula A.J. Becher: Einleitung, *Societas civilis – »apolitischer Innenraum« oder »politische Gesellschaft«?*, in: dies.: *Politische Gesellschaft. Studien zur Genese bürgerlicher Öffentlichkeit in Deutschland*, Göttingen 1978, S. 11–28; Manfred Riedel: *Gesellschaft, bürgerliche*, in: Brunner/Conze/Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 2 (1975), S. 719–800; zur Mehrdeutigkeit des Bürgerbegriffs und seiner Geschichte vgl. außerdem ders.: *Bürger, Staatsbürger, Bürgertum*, ebd., Bd. 1, S. 672–726.

chen Gewalt all jenen gegenübergetreten, die kein Amt innehatten: den Privatleuten. Diese Adressaten obrigkeitlicher Verlautbarungen hätten sich im 18. Jahrhundert allmählich zu einem Publikum rasonierender Privatleute versammelt, sich erst selbst und gegenseitig über die Erfahrungen ihrer neuen Privatheit verständigt und schließlich die öffentliche Gewalt gezwungen, sich vor der öffentlichen Meinung als vernünftig zu legitimieren. Zu diesem Zweck hätten sie die Presse umfunktioniert. Aus Organen für Hofnachrichten sei ein Forum zunächst der Selbstaufklärung, dann auch der Kritik geworden, von da an habe Publizität der Kontrolle staatlicher Herrschaft gedient. Dabei begreift Habermas das selbstaufklärerische, nicht um die Haupt- und Staatsaktionen des Absolutismus kreisende Rasonnement als ein »Übungsfeld«, eine »literarische Vorform«, aus der dann eine politisch fungierende, bürgerliche Öffentlichkeit erwachsen sei. Als weitere wichtige Institutionen der vopolitischen literarischen Öffentlichkeit neben der Publizistik nennt Habermas die englischen Kaffeehäuser, französischen Salons und deutschen Gesellschaften.⁴

Im Anschluß an seine idealtypische Darstellung nahmen Historiker die bürgerliche Öffentlichkeit um so aufmerksamer in den Blick und untersuchten nun insbesondere das Vereinswesen der Aufklärung.⁵ Das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen

⁴ Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, 16. Aufl. Darmstadt, Neuwied 1984 (zuerst 1962), Zitate S. 44. Weniger sympathisch als Habermas, der das – wie er annimmt – unhierarchische, ausschließlich der Überzeugungskraft des besseren Arguments verpflichtete Rasonnement der Aufklärer als Vorbild für eine demokratische politische Kultur verstanden wissen will und die Ablösung dieses kommunikativen Handelns durch Kulturkonsum im Verlauf des Strukturwandels der Öffentlichkeit bedauert, hat zuvor Reinhart Koselleck diesen Prozeß beschrieben. Kritisch analysiert er die politische Funktion der bürgerlichen Moral. Ihrem unpolitischen Selbstverständnis zum Trotz habe die kritische Intelligenz dem absolutistischen Staat selbstgerecht den Prozeß gemacht und so seine Krise heraufbeschworen. Sie habe die Obrigkeit an genau den moralischen Forderungen gemessen, denen sie sich zuvor in ihrer Privatsphäre und ihren Geheimgesellschaften selbst unterworfen habe. Auf diesem Weg sei Moral zu einer indirekten, unkontrollierten politischen Gewalt geworden. Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt/M. 1973 (zuerst 1959). Vgl. außerdem Richard Sennett: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, 2. Aufl. Frankfurt/M. 1983 (englisch zuerst 1974), für den hier interessierenden Zeitraum bes. S. 63–145; Falco Schneider: *Öffentlichkeit und Diskurs. Studien zur Entstehung, Struktur und Form der Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert*, Bielefeld 1992.

⁵ Vgl. Thomas Nipperdey: *Verein als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert*, in: ders.: *Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte*, Göttingen 1976, S. 174–205 (zuerst 1972), zur Konkretisierung der Thesen von Habermas s. bes. S. 195–205; Otto Dann: *Die Anfänge politischer Vereinsbildung in Deutschland*, in: Ulrich Engelhard/Volker Sellin/Horst Stuke (Hg.): *Soziale Bewegung und politische Verfassung. Beiträge zur Geschichte der modernen Welt*, Stuttgart 1976, S. 197–232; Rudolf Vierhaus (Hg.): *Deutsche patriotische und gemeinnützige Gesellschaften*, München 1980; Ulrich Im Hof: *Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung*, München 1982; Richard van Dülmen: *Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland*, Frankfurt/M. 1986; Helmut Reinalter (Hg.): *Aufklärungsgesellschaften*, Frankfurt/M. u. a. 1993. Daneben gibt es inzwischen zahlreiche Studien zu speziellen Gesellschaften.

konnte bereits auf eine längere Forschungsgeschichte zurückblicken.⁶ Im Rahmen der neueren Forschungen wurde deutlich, wie sich über Geselligkeit und Publizität, Rasonnement, Lektüre und Textproduktion in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Gebildeten als eine neue ständische Gruppierung konstituierten und einen Diskurs entfalteten, der ausgeprägte normative Wirkungen zeitigte. Da dieser Prozeß nicht auf gemeinsamen sozio-ökonomischen Interessen und dem Bewußtsein einer einheitlichen Klassenlage beruhte, läßt er sich kaum sinnvoll als Klassenbildungsprozeß beschreiben. Die neue gesellschaftliche Gruppe war jedoch auch kein Geburts-, Berufs- oder politischer Stand im herkömmlichen Sinn. Sie umfaßte vielmehr sowohl Adlige als auch Bürgerliche, beschränkte sich nicht auf bestimmte Erwerbszweige und bestand mit einer großen Anzahl an Staatsdienern zu einem wesentlichen Teil aus »Eximierten« der Ständegesellschaft. Gleichzeitig war die Zugehörigkeit zu dieser Bildungselite keineswegs unabhängig von Herkunft, Tätigkeit und Habitus. Auch erhoben die Gebildeten durchaus Anspruch auf Allgemeingültigkeit der von ihnen gewonnenen Einsichten und verkündeten Werte, hatten aufgrund ihrer Bildung also zwar keine besonderen politischen Rechte, wohl aber Definitionsmacht. Bei ihrer Gruppenbildung verbanden sich demnach Vorgänge sozialer und kultureller Differenzierung auf eigentümliche und neuartige Weise. Ein Teil der Bürgertumsforschung spricht daher vom »Bildungsbürgertum« mit Max Weber als einem Typus »ständischer Vergesellschaftung«. Durch präntiertes Bildungswissen, eine spezifische Lebensführung, durch innere Verbindung und Abgrenzung nach außen – gegen die Ungebildeten – hätten die vergesellschafteten Personen eine »positive Privilegierung in der sozialen Schätzung« erzielt.⁷ Trotz dieser Präzisierung verwende ich in dieser Studie nicht den Forschungsbegriff »Bildungsbürgertum«, sondern die zeitgenössische Terminologie, spreche also von den »gebildeten höheren Ständen«,⁸ allerdings nicht vom »Mittelstand«, wie sich viele

⁶ Die einschlägige Forschungsliteratur wird zu Beginn der Kapitel II und III vorgestellt und erläutert.

⁷ M. Rainer Lepsius: Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung, in: ders. (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Bd. 3: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung, Stuttgart 1992, S. 8–18. Zitat Max Webers S. 9. Zuvor ebenfalls schon in Orientierung an Weber: Ulrich Engelhardt: »Bildungsbürgertum«. Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts, Stuttgart 1986, hier bes. S. 24–27; Jürgen Kocka: Bildungsbürgertum – Gesellschaftliche Formation oder Historikerkonstrukt?, in: ders. (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Bd. 4: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation, Stuttgart 1989, S. 9–20. In erklärtem Gegensatz zur »Bielefelder« Bürgertumsforschung betonen Lothar Gall und seine »Schule« den Anteil des alten Stadtbürgertums, insbesondere der Großkaufleute, am gesellschaftlichen Wandel. Vgl. Lothar Gall: Bürgertum in Deutschland, Berlin 1989; ders. (Hg.): Vom alten zum neuen Bürgertum. Die mitteleuropäische Stadt im Umbruch 1780–1820 (= Beiheft zur Historischen Zeitschrift 14), München 1991, s. darin bes. Galls eigenen Beitrag gleichen Titels, S. 1–18. Unter der hier entfaltenen Fragestellung können diese Arbeiten allerdings weitgehend vernachlässigt werden.

⁸ Vgl. Engelhardt, S. 64–96; s. auch Rudolf Vierhaus: Bildung, in: Brunner/Conze/Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1, S. 508–551, hier S. 525/526. Weniger zur Begriffs- als vielmehr zur Sozialgeschichte der gebildeten Stände vgl. Hans Erich Bödeker:

Gebildete wohl in Anspielung auf eine mögliche gesellschaftliche Mittlerstellung, allerdings in völliger Verkennung ihrer Zugehörigkeit zu einer zahlenmäßig noch sehr kleinen Oberschicht mitunter auch bezeichneten.⁹

Liest man die einschlägigen historischen Forschungsarbeiten, so gewinnt man den Eindruck, daß ausschließlich Männer die bürgerliche Öffentlichkeit bevölkerten.¹⁰ Die Frauen der gleichen Schicht organisierten demnach die damals ebenfalls neu entdeckte Privatsphäre, die allerdings von der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft kaum näher untersucht wird.¹¹ Offenbar liegt dieser Priorität

Die »gebildeten Stände« im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert: Zugehörigkeit und Abgrenzungen. Mentalitäten und Handlungspotentiale, in: Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum, Bd. 4, S. 21–52, sowie die zunächst kaum rezipierte soziologische Dissertation des ins Exil gezwungenen Hans H. Gerth: Bürgerliche Intelligenz um 1800. Zur Soziologie des deutschen Frühliberalismus (1935), hg. v. Ulrich Herrmann, Göttingen 1976. Für einen knappen Überblick im größeren zeitlichen Rahmen vgl. Rudolf Vierhaus: Umriss einer Sozialgeschichte der Gebildeten in Deutschland, in: ders.: Deutschland im 18. Jahrhundert. Politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegungen. Ausgewählte Aufsätze, Göttingen 1987, S. 167–182 (zuerst 1980).

⁹ Zahlenangaben sind im vorstatistischen Zeitalter besonders vage. Nach Durchsicht verschiedener lokalgeschichtlicher Untersuchungen schätzt Hans Erich Bödeker den Anteil der Gebildeten an der städtischen Bevölkerung auf 5 %. Dabei muß berücksichtigt werden, daß im 18. Jahrhundert immer noch ca. 80 % der Bevölkerung auf dem Land lebte. Bödeker: »Gebildete Stände«, S. 26; Wehler, S. 140.

¹⁰ Dies gilt nicht nur für die Arbeiten zum Assoziationswesen und zur Publizistik, sondern auch für die meisten der angeführten Veröffentlichungen zum Bildungsbürgertum. Ohne einen Hinweis auf Ausschlußtendenzen (etwa durch Auf- und Ausbau eines staatlich reglementierten höheren (Männer-)Bildungswesens) wird hier zumeist unreflektiert ausschließlich über Männer gehandelt. Eine Ausnahme bildet Rainer Lepsius, der immerhin kurz vermerkt, daß in bildungsbürgerlichen Familien ganz maßgeblich den Frauen die Aufgabe zukam, einen entsprechenden Lebensstil zu organisieren. Dagegen erklärt Jürgen Kocka die Rolle der Frauen und das Geschlechterverhältnis im Bildungsbürgertum zu einem »Einzelaspekt«. Ute Frevert teilt zwar nicht die weitgehende Ignoranz gegenüber der Kategorie »Geschlecht« in der Bürgertumsforschung, verläßt sich aber auf deren Ergebnisse und konstatiert insofern ausdrücklich den Ausschluß von Frauen. Obwohl sie von lesenden Frauen und Salongastgeberinnen zu berichten weiß, behauptet sie, das »bürgerliche Publikum« habe »ausschließlich männliche Privatpersonen« umfaßt, die »bürgerliche Aufklärungskultur« habe sich »bewußt als männliche Kultur« konstituiert. Lepsius: Bildungsbürgertum, S. 16/17 (in diesem von ihm herausgegebenen Band finden sich denn auch zwei Beiträge zu den normativen Weiblichkeitsvorstellungen des Bildungsbürgertums, allerdings erst für das späte 19. Jahrhundert); Kocka: Gesellschaftliche Formation, S. 11; Ute Frevert: »Tatenarm und gedankenvoll«? Bürgertum in Deutschland 1780–1820, in: Helmut Berding/Etienne François/Hans-Peter Ullmann (Hg.): Deutschland und Frankreich im Zeitalter der Französischen Revolution, Frankfurt/M. 1989, S. 263–292, Zitate S. 275/276.

¹¹ Anders in Frankreich, wo Philippe Ariès und Georges Duby in den achtziger Jahren eine fünfbandige *Geschichte des privaten Lebens* herausbrachten, die inzwischen auch auf deutsch vorliegt. Für den hier interessierenden Zeitraum vgl. Philippe Ariès/Roger Chartier (Hg.): *Geschichte des privaten Lebens*, Bd. 3: Von der Renaissance zur Aufklärung, Frankfurt/M. 1991. Dena Goodman weist zurecht darauf hin, daß sowohl die Arbeiten von Koselleck und Habermas, die von der bürgerlichen Öffentlichkeit ausgehen, als auch die Studien von Ariès und Chartier, die das private Leben erforschen wollen, letztlich alle bei

tensetzung eine Einschätzung zugrunde, wonach das häusliche Leben nicht nur weniger Quellen hinterläßt, sondern auch in sehr viel geringerem Maß als die Öffentlichkeit einem historischen Wandel unterliegt. Dabei war die Vorstellung einer abgetrennten häuslichen Sphäre genauso neu wie das öffentliche Raisonement. Beides entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der Vergesellschaftung der Gebildeten, die nun neben ihrem außerhäuslichen, tendenziell unbeschränkten Wirken über einen kleinen, abgegrenzten, heimeligen Rückzugsort verfügen wollten.¹² Selbstverständlich hatte es das Haus, die Hausgemeinschaft unter der Herrschaft des Hausvaters und – bedingt – der Hausmutter schon vorher in weiten Teilen der Bevölkerung gegeben, genauso wie die meisten frühneuzeitlichen Menschen die Öffentlichkeit der Straße, des Marktplatzes, der Kirche und des Wirtshauses kannten. Niemand wäre jedoch damals auf den Gedanken gekommen, diese Orte des Alltags einander entgegenzusetzen und die täglich mehrfach überschrittene Schwelle des Hauses zu einer bedeutsamen Grenze zu erklären.¹³

Wenn die Forschung die im späten 18. Jahrhundert entstehende bürgerliche Gesellschaft durch eine Zweiteilung in Öffentlichkeit und Privatheit sowie eine klare Geschlechtersegregation charakterisiert, so folgt sie damit einem Diskurs, der da-

der Sphäre der Geselligkeit landen. Sie betont, daß Habermas die neue bürgerliche Öffentlichkeit schließlich dem Privatbereich zurechne. Dabei übersieht sie allerdings meines Erachtens, daß Habermas das Problem lediglich begrifflich elegant verschiebt, wenn er für die »Privatleute« (verstanden als Nicht-Herrschaftsträger) dann doch zwischen ihren öffentlichen Aktivitäten und ihrer »Privatsphäre« unterscheidet. (Dena Goodman: *Public Sphere and Private Life: Toward a Synthesis of Current Historiographical Approaches to the Old Regime*, in: *History and Theory. Studies in the Philosophy of History* 31 (1992), S. 1–20; Habermas, S. 45/46.) Diese »Privatsphäre« im Sinne von Häuslichkeit fällt in der Bundesrepublik weitgehend aus dem Blick der historischen Forschung. Mit ihr beschäftigen sich noch am ehesten die Familiensoziologie und die historische Familienforschung, die dabei allerdings vielfach in Typisierungen verschiedener Haushaltsformen bzw. im Nachweis eines Wandels vom »ganzen Haus« zur bürgerlichen Kleinfamilie steckenbleiben. Vgl. Michael Mitterauer/Reinhard Sieder: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*, München 1977; Heidi Rosenbaum: *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt/M. 1982, hier S. 251–309; dies. (Hg.): *Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen*, Frankfurt/M. 1978. Zu weiterer Forschungsliteratur und kritischer Auseinandersetzung mit ihren Ergebnissen vgl. Kap. V.1.

¹² Der dritte Band der *Geschichte des privaten Lebens* erklärt den in der Zeit von der Renaissance bis zur Aufklärung ausgemachten Prozeß einer »Privatisierung« mit drei neuzeitlichen Entwicklungen: der Konsolidierung des Staates, der Verbreitung des Lesens und dem Aufkommen neuer Praktiken der Religiosität. Vgl. insbesondere Ariès: Einleitung: Zur Geschichte des privaten Lebens, S. 7–19; Chartier: Vorbemerkung, S. 23–27.

¹³ In der Frühneuzeitforschung findet daher das Haus auch viel mehr Beachtung. So beginnt etwa Richard van Dülmen sein dreibändiges kulturgeschichtliches Handbuch mit einem Band zum häuslichen Leben. Richard van Dülmen: *Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit*, Bd. 1: *Das Haus und seine Menschen. 16.–18. Jahrhundert*, München 1990; vgl. auch Paul Münch: *Lebensformen in der frühen Neuzeit*, Frankfurt/M., Berlin 1992.

mals ausgesprochen rege unter Philosophen, Pädagogen, Theologen, Staatsrechtslehrern und anderen Gelehrten über das anvisierte Gesellschaftsprojekt geführt wurde. Hier findet sich denn auch bereits die Vorstellung, daß Männer im größeren Kreis für das Gemeinwohl tätig werden sollten, während Frauen am besten den kleineren häuslichen Zirkel versorgten. Es sei geradezu ihre »Bestimmung«, Gattin, Hausfrau und Mutter zu werden. Die Natur habe sie zu diesen Zwecken mit entsprechenden Charaktereigenschaften ausgestattet, dies könne man unschwer an der unterschiedlichen physischen Konstitution und dem jeweiligen Anteil der Geschlechter am Akt der menschlichen Fortpflanzung erkennen: Der Mann sei stark, aktiv, vorwärtsstrebend und rational, um außerhalb des Hauses in Zusammenarbeit und Konkurrenz mit anderen Männern seine Geschäfte zu besorgen. Die Frau hingegen sei schwach, dulddend, fürsorglich und emotional und könne daher um so besser im Haus die Ihren pflegen und umhegen, erziehen, trösten und erheitern. Auch wenn in den Schriften des späten 18. Jahrhunderts noch nicht das Begriffspaar ›Öffentlichkeit/Privatheit‹ auftaucht, so zeigt sich doch allenthalben die Vorstellung zweier voneinander getrennter, sich dabei aber ideal ergänzender und in der Ehe von Mann und Frau zusammengeführter Gesellschaftsbereiche.¹⁴ Wie problematisch es für eine Frau höheren Standes war, mit der Öffentlichkeit assoziiert zu werden, mag der Sprachgebrauch andeuten, wonach Prostituierte auch als ›öffentliche Frauen‹ bezeichnet wurden.¹⁵

Die etablierte Geschichtswissenschaft macht diesen Teil des aufklärerischen Raisonnements bislang kaum zu ihrem Thema.¹⁶ Statt zu fragen, was es wohl im späten 18. Jahrhundert für die Zeitgenossen erforderlich erscheinen ließ, sich dermaßen ausführlich über das Verhältnis der Geschlechter zueinander und insbesondere über den gesellschaftlichen Ort der Frau zu verbreiten, nehmen die meisten For-

¹⁴ Es gab zwar aus dem Lateinischen entlehnt den Gegensatz ›publicus‹/›privatus‹, der im 18. Jahrhundert allmählich durch ›öffentlich‹/›privat‹ abgelöst wurde, doch bezog der sich noch auf den Unterschied staatlich/nicht-staatlich, bzw. auf das, was dem Gemeinwohl, und das, was der Einzelperson diene. Für die gesellschaftliche Sphäre, die in der Forschung rückblickend als ›bürgerliche Öffentlichkeit‹ bezeichnet wird, war im 18. Jahrhundert der Begriff ›Publikum‹ gebräuchlich. Oft meinte er konkret das Lesepublikum oder die Zuhörer und Zuschauer einer kulturellen Veranstaltung, konnte daneben aber als fiktive Größe auch normative und utopische Züge annehmen, so etwa wenn ganz allgemein dem (gebildeten) Publikum eine Richterfunktion zuerkannt wurde. Zu diesem Begriff gab es keinen Gegenbegriff und folglich – anders als bei der Rede vom großen und vom kleinen Kreis, von der Welt und vom Haus – keine ausdrückliche geschlechterspezifische Zuweisung. Lucian Hölscher: Öffentlichkeit, in: Brunner/Conze/Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 4 (1978), S. 413–467; ders.: Öffentlichkeit und Geheimnis. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit, Stuttgart 1979.

¹⁵ Bei Jean Paul heißt es etwa: »Ist es nicht Grausamkeit eines Dichters, welcher ihr [der Schauspielerin] eine Öffentlichkeit aufdringt, deren sich eine Öffentliche schämt?« Zit. n. Hölscher: Öffentlichkeit und Geheimnis, S. 119.

¹⁶ Ulrich Im Hof stellt bereits eine beachtliche Ausnahme dar, wenn er dem »Diskurs über die Rolle der Geschlechter« knapp sechs Seiten seiner Darstellung widmet. Ulrich Im Hof: Das Europa der Aufklärung, München 1993, S. 213–218.

scher diesen normativen Diskurs unreflektiert für eine Beschreibung historischer Realität. Anders jedenfalls ist schwerlich zu erklären, weshalb in der entstehenden bürgerlichen Öffentlichkeit nur Männer gesucht und folglich auch nur solche gefunden werden, und warum die damals nachdrücklich beschworene kulturelle Ordnung der Geschlechter nicht in ihrer Bedeutung für die Selbstdefinition der bürgerlichen Gesellschaft aus der Sicht männlicher Bürger untersucht und erkannt wird. Dabei hat Habermas in seiner ansonsten so viel zitierten Untersuchung immerhin angemerkt, daß »die weibliche Leserschaft, auch Lehrlinge und Dienstboten an der literarischen Öffentlichkeit oft stärkeren Anteil« gehabt hätten »als die Privateigentümer und Familienväter selbst«. Erst aus der politischen Öffentlichkeit seien Frauen wie alle Unselbständigen »faktisch wie juristisch ausgeschlossen« worden.¹⁷ Auch Habermas befand allerdings diese bemerkenswerte Reduzierung der bürgerlichen Öffentlichkeit keiner weiterführenden Untersuchung wert.¹⁸

Dagegen hat die in den siebziger Jahren auch in der Bundesrepublik entstandene disziplinenübergreifende Frauenforschung die Erfindung polarer »Geschlechtscharaktere« und die Produktion literarischer Frauenbilder schnell zu einem ihrer Schwerpunkte gemacht.¹⁹ Während die artikulierten Weiblichkeitsideale von An-

¹⁷ Habermas, S. 74.

¹⁸ In seinem Vorwort zur Neuauflage von 1990 räumt Habermas ein, 1962 übersehen zu haben, daß die »Exklusion der Frauen« anders als der Ausschluß der unterprivilegierten Männer für die bürgerliche Gesellschaft konstitutiv gewesen sei und »eine strukturbildende Kraft« gehabt habe. Tatsächlich sei nicht nur die familiäre Privatsphäre, sondern auch die bürgerliche Öffentlichkeit »patriarchalisch« geprägt gewesen. Feministischer Skepsis gegenüber einer Chance auf gleichberechtigte Integration von Frauen in die politische Öffentlichkeit hält Habermas allerdings entgegen, daß die universalistischen Diskurse der bürgerlichen Öffentlichkeit »von Anbeginn unter selbstbezüglichen Prämissen« gestanden hätten und daher gegen Kritik nicht immun seien. Sie verhinderten nicht, wie die von Foucault analysierten machthabenden Diskurse, die Kommunikation mit den ausgeschlossenen »Anderen«, vielmehr könnten sich die feministischen Kritikerinnen gerade auf den bürgerlichen Anspruch auf »uneingeschränkte Inklusion und Gleichheit« berufen und täten genau dies ja auch. Aus solch optimistischer Perspektive bleibt das Eingeständnis, der Ausschluß der einen Hälfte der Menschheit sei konstitutiv und strukturbildend gewesen, eine Anmerkung, die Habermas erneut nicht weiterverfolgt. Jürgen Habermas: Vorwort zur Neuauflage 1990, in: ders.: Strukturwandel der Öffentlichkeit, Frankfurt/M. 1990, S. 11–50, bes. S. 15–20, Zitate S. 19/20.

¹⁹ An einen ersten programmatischen Aufsatz von Karin Hausen schlossen sich etliche Studien an. Karin Hausen: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363–393; in kritischer Ergänzung dazu: Brita Rang: Zur Geschichte des dualistischen Denkens über Mann und Frau. Kritische Anmerkungen zu den Thesen von Karin Hausen zur Herausbildung der Geschlechtscharaktere im 18. und 19. Jahrhundert, in: Jutta Dalhoff (Hg.): Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung, Düsseldorf 1986, S. 194–204; vgl. außerdem Barbara Duden: Das schöne Eigentum. Zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Kursbuch 47 (1977), S. 125–140; Silvia Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen, Frankfurt/M. 1979; Brigitte Leierseder: Das

fang an unter ideologiekritischer, diskursanalytischer und neuerdings dekonstruktivistischer Perspektive in den Blick genommen werden, hielten viele feministische Wissenschaftlerinnen die Zweiteilung der Gesellschaft in eine öffentliche und eine private Sphäre anfangs für einen vielversprechenden analytischen Zugriff. Sie glaubten mit diesem Gesellschaftsmodell das Funktionsprinzip männlicher Dominanz entdeckt zu haben. Der Erkenntnisgewinn schien zum einen darin zu liegen, daß die für die Asymmetrie im Geschlechterverhältnis verantwortlich gemachten separaten Sphären demnach gesellschaftlich hergestellt und nicht – oder doch zumindest nicht zwingend – durch die physiologische Geschlechterdifferenz vorgegeben waren. Zum anderen ermöglichte es dieses Modell, die bislang von der Geschichtswissenschaft ausgeblendeten Frauen gezielt dort zu suchen, wo sie sich offenbar zu meist aufhielten: in Haushalt und Familie. Die Folge war, daß nun nicht nur die Historizität und Bedeutsamkeit eines vermeintlich »natürlichen« Gesellschaftsbereichs erarbeitet, sondern die »heimliche Macht« der Frauen in ihrer Einflußsphäre nicht selten romantisch verklärt wurde. Etliche Arbeiten ignorierten die Unterschiede zwischen Frauen und spürten einer spezifisch »weiblichen Kultur« nach.²⁰

Die meisten Forscherinnen warnen hingegen inzwischen davor, die ihrerseits historische Denkfigur zu einer universalen Kategorie zu erheben. Sie verweisen darauf, daß eine Dichotomie von Öffentlichkeit und Privatheit erst im Zuge der Entste-

Weib nach den Ansichten der Natur. Studien zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenleitbildes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, München 1981; Friederike Hassauer-Roos: Das Weib und die Idee der Menschheit. Überlegungen zur neueren Geschichte der Diskurse über die Frau, in: Annette Kuhn/Jörn Rüsen (Hg.): Frauen in der Geschichte III. Fachwissenschaftliche und fachdidaktische Beiträge zur Geschichte der Weiblichkeit vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart, Düsseldorf 1983, S. 87–108; Christine Garbe: Sophie oder die heimliche Macht der Frauen. Zur Konzeption des Weiblichen bei Jean-Jacques Rousseau, in: Ilse Brehmer/Juliane Jacobi-Dittrich/Elke Kleinau/Annette Kuhn (Hg.): »Wissen heißt leben ...« Beiträge zur Bildungsgeschichte von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, Düsseldorf 1983, S. 65–87; Heidemarie Bennent: Galanterie und Verachtung. Eine philosophiegeschichtliche Untersuchung zur Stellung der Frau in Gesellschaft und Kultur, Frankfurt/M., New York 1985; Lieselotte Steinbrügge: Das moralische Geschlecht. Theorien und Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung, Weinheim, Basel 1987; Ute Frevert: Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis. Konzepte, Erfahrungen, Visionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: dies. (Hg.): Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Göttingen 1988, S. 17–48; dies.: Geschlecht – männlich/weiblich, in: dies.: »Mann und Weib, und Weib und Mann«. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995, S. 13–60; Claudia Honegger: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850, Frankfurt/M., New York 1991.

²⁰ Die Diskussion um eine »Frauenkultur« wurde vor allem in der US-amerikanischen Frauenforschung geführt. Die Vertreterinnen dieses Ansatzes bezeichnen damit nicht nur Haushalt, Familie und Frauenfreundschaft, sondern auch organisierte Aktivitäten von Frauen im Sinne einer »mütterlichen« Politik. Kritisch dazu: Ellen Dubois/Mari Jo Buhle/Temma Kaplan/Gerda Lerner/Carroll Smith-Rosenberg: Politics and Culture in Women's History: A Symposium, in: Feminist Studies 6 (1980), Nr. 1, S. 26–64, wiederabgedruckt in: Nancy F. Cott (Hg.): History of Women in the United States, Bd. 1: Theory and Method in Women's History, Part 1, München, London, New York, Paris 1992, S. 278–314.

hung und Etablierung der modernen bürgerlichen Gesellschaft eronnen und nicht ohne Grund propagiert wurde. Ist die Übernahme der Begrifflichkeit und der mit ihr verbundenen Vorstellungen damit schon für bürgerliche Gesellschaften problematisch, erweist sie sich für andere Gesellschaftsformationen erst recht als Sichtblende.²¹ So machte zum Beispiel Joan B. Landes in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, daß Frauen im französischen Ancien Régime sehr wohl noch außerhäusliche Handlungsräume und politische Einflußmöglichkeiten gehabt hätten, als Adlige am Hof und als Bürgerliche in den Pariser Salons etwa. Erst die Revolution habe ihrer universalistischen Menschen- und Bürgerrechtsprogrammatisierung zum Trotz Frauen aus der neuen republikanischen Öffentlichkeit ausgeschlossen und auf eine häusliche Sphäre verwiesen.²²

In der deutschen historischen Frauenforschung wird das Begriffspaar heute relativ einhellig als eine »gesellschaftspolitische Konstruktion« verstanden, welche die gesellschaftliche Marginalisierung von Frauen weniger erklärt und schon gar nicht rechtfertigt, sondern vielmehr diese maßgeblich überhaupt erst bewirkt.²³ In enger Auseinandersetzung mit den Thesen von Jürgen Habermas hat sich Karin Hausen den »Strukturwandel der Öffentlichkeit« aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive angesehen.²⁴ Sie weist zunächst darauf hin, daß die Wahrnehmung einer abgeschotteten, arbeitsfreien Privatsphäre ausschließlich der Sicht des außerhäuslich erwerbstätigen und zu seiner Hausfrau heimkehrenden Mannes entspricht und keineswegs der Erfahrung der für die Organisation und Ausgestaltung dieses Raumes verantwortlichen Frau. Die definitorische Festlegung der Frau höheren Standes auf die Häuslichkeit erklärt sie mit dem Interesse der zunehmend aushäusigen Männer,

²¹ Die Anthropologin Michelle Rosaldo revidierte deshalb 1980 selbstkritisch ihr älteres Plädoyer für das Begriffspaar. Vgl. Michelle Z. Rosaldo: *The Use and Abuse of Anthropology: Reflections on Feminism and Cross-cultural Understanding*, in: *Signs* 5 (1980) Nr. 3, S. 389–417; zu ihrer früheren Position vgl. Michelle Z. Rosaldo/Louise Lamphere (Hg.): *Woman, Culture, and Society*, Stanford 1974.

²² Joan B. Landes: *Women and the public sphere: a modern perspective*, in: *Social Analysis*, Jg. 1984, August, S. 20–31; dies.: *Women in the Public Sphere in the Age of the French Revolution*, Ithaca, London 1988. Kritisch dazu: Goodman: *Public Sphere*, S. 14–20.

²³ Karin Hausen: *Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen*, in: dies./Heide Wunder: *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*, Frankfurt/M., New York 1992, S. 81–88. Dieser Beitrag leitete 1988 auf dem Historikertag in Bamberg eine Sektion ein, bei der in drei ganz unterschiedlichen Fallstudien vorgeführt wurde, wie willkürlich die Aufteilung und Gewichtung von Privatheit und Öffentlichkeit im gesellschaftstheoretischen Denken erfolgte. Ute Daniel: *Die Liebe, das Klima und der Kosmos. Das revolutionäre Potential des Privatlebens in der Utopie des Frühsozialisten Charles Fourier*, ebd., S. 89–98; Carola Lipp: *Das Private im Öffentlichen. Geschlechterbeziehung im symbolischen Diskurs der Revolution 1848/49*, ebd., S. 99–116; Barbara Duden: *Die »Geheimnisse« der Schwangeren und das Öffentlichkeitsinteresse der Medizin. Zur sozialen Bedeutung der Kindsregung*, ebd., S. 117–128.

²⁴ Karin Hausen: *Überlegungen zum geschlechtsspezifischen Strukturwandel der Öffentlichkeit*, in: Ute Gerhard/Mechthild Jansen/Andrea Maihofer/Pia Schmid/Irmgard Schultz (Hg.): *Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht*, Frankfurt/M. 1990, S. 268–282.

trotzdem ihre Autorität als Herr im Haus aufrechtzuerhalten.²⁵ Insbesondere die Beamten, die als eine der ersten Berufsgruppen regelmäßig ihr Haus verließen, seien gezwungen gewesen, zwischen ihrem Amt und ihrem Privatleben zu unterscheiden. Ihnen sei deshalb die Einrichtung getrennter Sphären in besonderem Maße entgegengekommen, konnten sie durch den Ausschluß der (das Private gleichsam verkörpernden) Frauen aus Verwaltung, Justiz und Regierung doch sinnfällig unterstreichen, daß verwandtschaftliche Beziehungen und persönliche Rücksichten bei ihnen – im Gegensatz zum höfischen Adel – nicht am Platze waren. Durch die Ausgliederung des Häuslichen aus der dynamischen öffentlichen Sphäre habe man – mit Erfolg – einer dem Kapitalismus immanenten Tendenz entgegenge wirkt, die die Familie im Prinzip entbehrlich mache.²⁶

Die Kritik an einer künstlichen Aufteilung der Gesellschaft in eine private und eine öffentliche Sphäre und einer schlichten geschlechtsspezifischen Zuweisung ist in der Frauenforschung seither nicht verstummt. Sie beschreitet im wesentlichen zwei Wege. Zum einen wird die politische Theoriebildung kritisch unter die Lupe genommen. Ausgangspunkt ist hier die Frage, wie der Ausschluß sämtlicher Frauen aus dem Projekt der bürgerlichen Emanzipation mit seinem naturrechtlichen Freiheits- und Gleichheitspostulat ausgesöhnt werden konnte. Es zeigt sich, daß die scheinbar geschlechtsneutrale Konzentration der politischen Theorie auf eine öffentliche Sphäre unter Ausblendung all dessen, was man für privat erklärte, ausgesprochen gut geeignet war, den »auffallende[n] Defekt in der Programmabwicklung«²⁷ zu bemängeln.²⁸ Zum anderen wird das Zwei-Sphären-Modell mit sozialge-

²⁵ Die massive Werbung für eine »häusliche Bestimmung« der Frau habe folglich verstummen können, als die Stellung des bürgerlichen Familienvaters im 19. Jahrhundert über den gesellschaftlichen Wandel hinweggerettet war. Ebd., S. 271.

²⁶ »Dieses soziale Arrangement, das zweifellos sowohl für Frauen als auch für Männer Vorteile und Nachteile mit sich brachte, hat sich bis heute bewährt, um über Generationen hinweg die Reproduktion des Lebens sicherzustellen in einer Gesellschaft, deren Funktionieren auf andere Ziele als die Reproduktion des Lebens ausgerichtet ist.« Ebd., S. 281.

²⁷ Ebd., S. 274.

²⁸ Vgl. u. a. Jean Bethke Elshtain: *Public Man, Private Woman*, Princeton 1981; Carole Pateman: *The Disorder of Women. Democracy, Feminism and Political Theory*, Cambridge 1989, s. darin bes.: *Feminist Critiques of the Public/Private Dichotomy*, S. 118–140; Elisabeth List: *Homo politicus – Femina privata? Thesen zur Kritik zur politischen Anthropologie*, in: Judith Conrad/Ursula Konnertz (Hg.): *Weiblichkeit in der Moderne. Ansätze feministischer Vernunftkritik*, Tübingen 1986, S. 75–92; zu rechtlichen Konzeptionen vgl. Doris Alder: *Die Wurzel der Polaritäten. Geschlechtertheorie zwischen Naturrecht und Natur der Frau*, Frankfurt/M. 1992; zur grundsätzlichen Problematik binärer Konstruktionen vgl. Gisela Bock: *Challenging Dichotomies: Perspectives on Women's History*, in: Karen Offen/Ruth Pierson/Jane Rendall (Hg.): *Writing Women's History*, London, Bloomington 1991, S. 18–39. Vereinzelt werden im Rahmen dieser theoretischen Auseinandersetzung Vorschläge unterbreitet, wie das kritisierte dichotomische Denken zu überwinden sei. So hat etwa Karen V. Hansen vorgeschlagen, auf die etablierten Kategorien nicht zu verzichten, sie aber in Anlehnung an Hannah Arendt um eine dritte Kategorie des »Sozialen« zu ergänzen. Karen V. Hansen: *Feminist Conceptions of the Public and Private: A Critical Analysis*, in: *Berkeley Journal of Sociology* 32 (1987), S. 105–128.

schichtlichen Studien konfrontiert, wobei immer wieder »Ungereimtheiten«²⁹ ins Auge fallen. So agierten selbst in etablierten bürgerlichen Gesellschaften Frauen sehr wohl in der Öffentlichkeit, wenn auch oft im Namen familiärer Belange.³⁰ Gleichzeitig finden sich Männer, die sich im Haus engagierten, etwa bei der Kindererziehung.³¹ Bürgerhäuser waren mitnichten geschlossene häusliche Kreise, son-

²⁹ Karin Hausen/Heide Wunder: Einleitung, in: dies. (Hg.), S. 9–16, hier S. 15. Die im folgenden genannten sozialgeschichtlichen Studien stellen selbstverständlich nur eine kleine Auswahl dar.

³⁰ Für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland vgl. Carola Lipp (Hg.): Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Frauen im Vormärz und in der Revolution 1848/49, Moos, Baden-Baden 1986; Helga Grubitzsch/Hannelore Cyrus/Elke Haarbush (Hg.): Grenzgängerinnen. Revolutionäre Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Weibliche Wirklichkeit und männliche Phantasien, Düsseldorf 1985; Gabriella Hauch: Frau Biedermann auf den Barrikaden. Frauenleben in der Wiener Revolution 1848, Wien 1990; speziell zur Revolution vgl. auch den Forschungsüberblick von Sylvia Paetschek: Frauen im Umbruch. Untersuchungen zu Frauen im Umfeld der deutschen Revolution von 1848/49, in: Beate Fieseler/Birgit Schulze (Hg.): Frauengeschichte: gesucht – gefunden? Auskünfte zum Stand der historischen Frauenforschung, Köln, Weimar, Wien 1991, S. 47–64; für Nordamerika, insbesondere die Zeit des Unabhängigkeitskrieges vgl. Paula Baker: The Domestication of Politics: Women and American Political Society, 1780–1920, in: AHR 89 (1984), S. 620–647.

³¹ Leonore Davidoff und Catherine Hall stießen bei ihren Studien zum Familienleben im englischen Bürgertum zwischen 1780 und 1850 auf erheblich komplexere Beziehungen zwischen den Geschlechtern als dies das zeitgenössische Klischee privater, gefühlsbetonter Moralität von Frauen und öffentlich wirksamer, marktbezogener Zweckrationalität von Männern vorgesehen hätte. Einen vergleichbaren Ansatz verfolgt Anne-Charlott Trepp, die anhand privater Korrespondenz aus dem Hamburger Bürgertum im gleichen Zeitraum zeigen kann, daß die Ideologie polarer Geschlechtscharaktere keineswegs dem Ideal und Selbstverständnis dieser Frauen und Männer entsprach. Die Arbeit leidet allerdings etwas darunter, daß die Autorin meint, die meisten Frauenforscherinnen vor ihr hätten – auf der Suche nach den ungerechten Widrigkeiten im Leben von Frauen – den Geschlechterdiskurs mit der Realität verwechselt und sie sei nun nahezu die erste, die eine »undogmatische« Geschlechtergeschichte schreibe. In ihrer durchgehend konfrontativen Haltung und ihrem Bemühen, eine gelebte Realität der Liebesche zu rekonstruieren, vernachlässigt sie ihrerseits kritische Überlegungen zu normativ geprägten Selbstinszenierungen. Leonore Davidoff/Catherine Hall: Family Fortunes. Men and Women of the English Middle Class 1780–1850, London 1987; dies.: Family Fortunes neu betrachtet – Geschlecht und Klasse im frühen 19. Jahrhundert, in: Logie Barrow/Dorothea Schmidt/Jutta Schwarzkopf (Hg.): Nichts als Unterdrückung? Geschlecht und Klasse in der englischen Sozialgeschichte, Münster 1991, S. 225–247; leider reichlich unsystematisch verarbeitet Leonore Davidoff ihre Erkenntnisse aus diesem Forschungsprojekt erneut in: »Alte Hüte«. Öffentlichkeit und Privatheit in der feministischen Geschichtsschreibung, in: L'Homme Z.F.G. 4 (1993), Heft 2, S. 7–36; Anne-Charlott Trepp: Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840, Göttingen 1996, Zitat S. 9; dies.: Männerwelten privat: Vaterschaft im späten 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, in: Thomas Kühne (Hg.): Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt/M. 1996, S. 31–50.

dern vielmehr Orte reger Geselligkeit.³² Und abgesehen von den komplexen Zusammenhängen und Wechselwirkungen zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit lassen sich verschiedene Bereiche gesellschaftlicher Praxis, etwa Religiosität, überhaupt nicht in dieses starre Schema pressen.³³

Wenn einerseits entsprechende Arbeiten immer wieder deutlich machen, daß die propagierten Normen geschlechtsspezifischen Verhaltens niemals mit historischer Realität übereinstimmen, so läßt sich andererseits feststellen, daß sie auch keineswegs ohne Wirkungen auf das Handeln und die Handlungsmöglichkeiten der Geschlechter blieben. Für viele Fragestellungen aus dem Bereich der Frauen- und Geschlechtergeschichte ist es daher unerlässlich, Ideen- und Sozialgeschichte miteinander zu verbinden und auf diese Weise zu einer Kulturgeschichte zu gelangen.³⁴ Nur in der Betrachtung von sowohl Verhalten als auch Verhaltensanforderungen läßt sich ermesen, welche Bedeutung Zeitgenossinnen und Zeitgenossen Normen beilegte, wie sie sie für sich interpretierten und unter Umständen instrumentalisierten. Genau dies ist der Ansatz der vorliegenden Studie. Sie beschäftigt sich mit den ersten weiblichen Herausgebern von Frauenzeitschriften im deutschsprachigen Raum zwischen 1779 und 1796, mit den Journalen sowie mit ihrem Publikum. Die Publizistinnen, von denen es im späten 18. Jahrhundert im Gegensatz zum frühen 19. Jahrhundert gleich eine ganze Reihe gab, bestätigen zunächst einmal, daß zur literarischen, der politischen vorausgehenden bürgerlichen Öffentlichkeit Frauen sehr wohl hinzugehörten. Sie fanden wiederum die besondere Aufmerksamkeit von Leserinnen und Gelegenheitsautorinnen und wirkten insofern mobilisierend auf

³² Vgl. Brigitte Schnegg: Soireen, Salons, Sozietäten. Geschlechtsspezifische Aspekte des Wandels städtischer Öffentlichkeit im Ancien Régime am Beispiel Berns, in: Anne-Lise Head-König/Albert Tanner (Hg.): *Frauen in der Stadt*, Zürich 1993, S. 163–183; Brigitte Tolkemitt: Knotenpunkte im Beziehungsnetz der Gebildeten: Die gemischte Geselligkeit in den offenen Häusern der Hamburger Familien Reimarus und Sieveking, in: Ulrike Weckel/Claudia Opitz/dies./Olivia Hochstrasser (Hg.): *Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert*, Göttingen 1998 (im Druck); Trepp: *Sanfte Männlichkeit*, S. 370–398.

³³ Vgl. Anne Conrad: »Wir verplauderten die Zeit recht angenehm, sprachen von Geistersehen, Ahnungen und dergleichen.« Religion als Thema aufklärerischer Geselligkeit, in: Weckel/Opitz/Tolkemitt/Hochstrasser (Hg.), (im Druck); Sylvia Paletschek: *Frauen und Dissens. Frauen im Deutschkatholizismus und in den Freien Gemeinden 1841–1852*, Göttingen 1990.

³⁴ Nach kulturgeschichtlichem Verständnis sind Menschen weder durch sozioökonomische Strukturen determiniert noch normativen Diskursen hilflos ausgeliefert. Sie sind zwar nicht autonom, aber doch Akteure, die ihre vorfindlichen Bedingungen deuten, sie sich handelnd aneignen und ihnen auf diese Weise Realität verleihen. Vgl. Roger Chartier: Einleitung: Kulturgeschichte zwischen Repräsentationen und Praktiken, in: ders.: *Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung*, Lizenzausgabe Frankfurt/M. 1992 (auf deutsch zuerst 1989), S. 7–23; Lynn Hunt: Introduction: History, Culture, and Text, in: dies. (Hg.): *The New Cultural History*, Berkeley, Los Angeles, London 1989, S. 1–22; Ute Daniel: »Kultur« und »Gesellschaft«. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte, in: GG 19 (1993), S. 69–99; Reinhard Sieder: Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?, in: GG 20 (1994), S. 445–468.

Frauen, sich ihrerseits am Raisonement zu beteiligen. Ausgangspunkt dieser Untersuchung ist also der Befund, daß Frauen mitschrieben an einem Diskurs über die Ordnung der Geschlechter, von dem die Frauenforschung bislang weitgehend annimmt, er sei allein von Männern verfaßt worden. Tatsächlich zirkulierten aber im späten 18. Jahrhundert unter den Gebildeten durchaus auch Texte, in denen die »Häuslichkeit« einmal nicht aus der Perspektive des heimkehrenden Mannes, sondern aus dem Blickwinkel der zur Spezialistin erklärten Frau geschildert wurde. Mein besonderes Interesse gilt daher der Frage, welchen Handlungsraum diese Frauen ihrem eigenen Geschlecht zuwiesen, wo sie diesen innerhalb der Gesellschaft lokalisierten und wie sie ihn ausmaßen. Wenn Frauen hier einmal anders als in den meisten Analysen des Weiblichkeitsdiskurses nicht nur als Objekte, sondern maßgeblich auch als Subjekte in Erscheinung treten, so soll damit keineswegs der Eindruck erweckt werden, als habe es vor der Wende zum 19. Jahrhundert keinerlei Behinderungen für schreibende Frauen gegeben. Es ist mir im Gegenteil wichtig herauszuarbeiten, unter welchen konkreten Bedingungen Frauen sich in einem Diskurs zu Wort meldeten, bei dem männliche »Meisterdenker«³⁵ bereits die Richtung vorgegeben hatten. Schon durch ihren öffentlichen Auftritt und ihre selbständige Unternehmung gerieten die Herausgeberinnen von Frauenzeitschriften in Widerspruch zur damals allenthalben propagierten »häuslichen Bestimmung« der Frau.³⁶ Insofern sahen sich die meisten genötigt, öffentlich über ihren ungewöhnlichen Schritt Rechenschaft abzulegen. Darüber hinaus soll untersucht werden, wie sie sich auf dem expandierenden literarischen Markt behaupten konnten, welche Resonanz sie erfuhren und weshalb sie ihre Journale nach einer Weile wieder einstellten. Im Hinblick auf das Publikum versuche ich schließlich zu rekonstruieren, wie sich Leserinnen und Leser die Frauenjournale aneigneten, ob sie die Texte auf ihr Leben bezogen, welche Deutungen und Anwendungen sich erkennen lassen. Ich werde also am Beispiel der Frauenzeitschriften Handlungsmöglichkeiten und tatsächliche Handlungen von Frauen zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit genauer ausleuchten, statt sie in ein von Forschung und zeitgenössischem Diskurs vorgegebenes abstraktes dichotomes Gesellschaftsmodell einzupassen.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zählt zu den Zeitabschnitten, die aus der Sicht der Frauen- und Geschlechtergeschichte noch nicht sonderlich gut erforscht

³⁵ Vgl. den Aufsatztitel von Ute Frevert.

³⁶ Dies wird sehr plastisch in Friedrich Schillers Gedicht *Die berühmte Frau*, in dem der Dichter einen Ehemann darüber klagen ließ, daß seine schriftstellernde Gattin »dem ganzen menschlichen Geschlechte« gehöre, »in allen Buden feil geboten« werde und sich von »jedem Schulfuchs [...] kunstrichterlich [...] mustern lassen« müsse, wohlgemerkt die Frau und nicht bloß ihr publiziertes Werk. Auch Joachim Heinrich Campe wollte sich »nie überreden lassen, daß ein Weib sich mit dem Publiko vermählen und demohngeachtet nur einem einzigen Manne angehören könne«. Friedrich Schiller: *Die berühmte Frau*, in: *Schillers Werke. Nationalausgabe*, Bd. 1: *Gedichte 1776–1799*, hg. v. Julius Petersen und Friedrich Beißner, Weimar 1943, S. 196–200, Zitate S. 196; Joachim Heinrich Campe: *Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron. Der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet*, 2 Bde, Braunschweig 1791 (zuerst 1789), Zitat Bd. 1, S. 70.

sind. Ganz deutlich überwiegen für diese Phase des gesellschaftlichen Umbruchs und der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft Untersuchungen zum normativen Weiblichkeitsdiskurs. Sozialgeschichtliche Studien sind sehr viel dünner gesät, und eine abwägende Synthese gelang bisher äußerst selten. Insbesondere in frühen Arbeiten führte die Tatsache, daß Frauen in der »allgemeinen« Geschichtsschreibung über diese Zeit nicht auftauchen, zu der voreiligen These, Frauen seien damals – gefesselt durch Konventionen und häusliche Pflichten – tatsächlich kaum mehr aus ihren Häusern herausgekommen.³⁷ Diese Einschätzung, die voraussetzt, daß die propagierte Geschlechterordnung in der gesellschaftlichen Praxis bereits durchgesetzt war, findet sich vor allem dort, wo das späte 18. Jahrhundert mehr oder weniger bloß als Vorgeschichte des 19. Jahrhunderts in den Blick gerät.³⁸ Angesichts dessen, daß in Deutschland die Aufklärungsbewegung im 18. Jahrhundert weitgehend auf die gebildeten Stände begrenzt blieb und nicht in eine politische Revolution mündete, beschäftigt sich auch die Frauen- und Geschlechtergeschichte überwiegend mit der Bildungselite. Die spätaufklärerische Frauenbildung ist einer ihrer Forschungsschwerpunkte, und wiederum sind die Bildungsideale besser bekannt als die Praxis.³⁹ Ausgeprägter als in anderen Epochen und bedingt durch die Überliefe-

³⁷ Vgl. Ute Gerhard: *Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Mit Dokumenten*, Frankfurt/M. 1978 (die Darstellung beginnt mit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts); Ute Frevert: *Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*, Frankfurt/M. 1986, S. 15–62, zur Domestizierungsthese s. bes. S. 46; Rita Bake/Birgit Kiupel: *Unordentliche Begierden. Liebe, Sexualität und Ehe im 18. Jahrhundert*, Hamburg 1996; zu vernachlässigen ist das höchst assoziative, voller Pauschalisierungen, Fehleinschätzungen und sachlicher Irrtümer steckende Buch von Marie-Claire Hooock-Demarle: *Die Frauen der Goethezeit*, München 1990, S. 3–118. Angesichts dessen, daß die Forschung für eine Überblicksdarstellung noch nicht weit genug gediehen ist, erweisen sich Einzelstudien vielfach als nützlicher. Vgl. insbesondere folgende Sammelbände: Viktoria Schmidt-Linsenhoff (Hg.): *Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und Neue Weiblichkeit 1760–1830*. Katalogbuch, Marburg 1989; Iris Bubenik-Bauer/Ute Schalz-Laurenze (Hg.): *Frauen in der Aufklärung. »...ihr werten Frauenzimmer, auf!«*, Frankfurt/M. 1995; Weckel/Opitz/Tolke-mitt/Hochstrasser (Hg.), (im Druck).

³⁸ Durch die Epochengrenze zwischen Frühneuzeit und Neuzeit sowie eine entsprechende Spezialisierung der Historikerinnen und Historiker werden selten sowohl die vorausgegangene Entwicklung als auch die längerfristigen Folgen differenziert betrachtet. Zur »Vorgeschichte« des späten 18. Jahrhunderts aus Sicht der Frauen- und Geschlechtergeschichte vgl. Heide Wunder: *»Er ist die Sonn', sie ist der Mond«*. Frauen in der Frühen Neuzeit, München 1992; sowie in populärwissenschaftlicher Form: Helga Möbius/Harald Olbrich: *Mit Tugend ist sie wohl geziert. Das Barock*, Hamburg 1994.

³⁹ Elisabeth Blochmann: *Das »Frauenzimmer« und die »Gelehrsamkeit«*. Eine Studie über die Anfänge des Mädchenschulwesens, Heidelberg 1966; Ulrich Herrmann: *Erziehung und Schulunterricht für Mädchen im 18. Jahrhundert*, in: Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 3 (1976), S. 101–127; Gerda Tornieporth: *Studien zur Frauenbildung*, Weinheim, Basel 1977, bes. S. 9–83; Brehmer/Jacobi-Dittrich/Kleinau/Kuhn (Hg.): *Dagmar Grenz: Mädchenliteratur. Von den moralisch-belehrenden Schriften im 18. Jahrhundert zur Herausbildung der Backfischliteratur im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1981; Pia Schmid: *Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung. Klassiker und Gegenstimmen um 1800*, in: Otto Hansmann/Winfried Marotzki (Hg.): *Diskurs Bildungstheorie II: Problemgeschichtliche*

rung kreisen die Darstellungen um mehr oder minder bekannte Frauen, die sich in ihrer Zeit als Briefautorinnen, Dichterinnen, Schriftstellerinnen und Gefährtinnen berühmter Männer einen Namen gemacht haben.⁴⁰ Folglich wird dieses Feld nicht nur von Historikerinnen, sondern in erster Linie von Literaturwissenschaftlerinnen beackert, wobei Fragestellungen und methodisch-theoretische Zugänge zum Material oft erheblich auseinandergehen. Traditionellerweise ist es ein Anliegen der feministischen Literaturwissenschaft, die eigene Zunft auf vergessene Literatinnen aufmerksam zu machen, die ästhetische Qualität ihrer Schriften zu prüfen und den Ausschluß der Frauenliteratur aus dem Kanon zu diskutieren.⁴¹ Dieser Ansatz verbindet sich oft mit sozialgeschichtlichen Fragen zu Biographie und Produktionsbedingungen einer Autorin. Dagegen verschiebt sich in poststrukturalistisch inspirierten Untersuchungen das Interesse weg von einer Autorin, ihren Intentionen und dem historischen Kontext ihres Werkes hin zur Schreibweise und der Sinnentfal-

Orientierungen. Rekonstruktion der Bildungstheorie unter Bedingungen der gegenwärtigen Gesellschaft, Weinheim 1989, S. 537–559; Peter Petschauer: *The Education of Women in Eighteenth-Century Germany: New Directions From The German Female Perspective*, Lewiston, Lampeter, Queenston 1989; Johanna Hopfner: *Mädchenerziehung und weibliche Bildung um 1800*. Im Spiegel der populär-pädagogischen Schriften der Zeit, Bad Heilbrunn/Obb. 1990; Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung 1996, Bd. 1: Gelehrsamkeit und kulturelle Emanzipation, Stuttgart, Weimar 1996; siehe vor allem das Handbuch: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt/M., New York 1996.

⁴⁰ Vgl. die Kollektivbiographien: Eva Walter: *Schrieb oft, von Mägde Arbeit müde. Lebenszusammenhänge deutscher Schriftstellerinnen um 1800 – Schritte zur bürgerlichen Weiblichkeit*, Düsseldorf 1985; Friederike Fetting: *»Ich fand in mir immer eine Welt«. Eine sozial- und literaturgeschichtliche Untersuchung zur deutschen Romanschriftstellerin um 1800: Charlotte von Kalb, Caroline von Wolzogen, Sophie Mereau-Brentano, Johanna Schopenhauer*, München 1992; Christa Bürger: *Leben Schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen*, Stuttgart 1990; Birgit Panke-Kochinke: *Göttinger Professorenfamilien. Strukturmerkmale weiblichen Lebenszusammenhangs im 18./19. Jahrhundert*, Pfaffenweiler 1993. Daneben gibt es zahlreiche Einzelbiographien, die zum Teil durchaus den Anspruch erheben, exemplarisch zu sein, wie etwa die psychoanalytische Interpretation der Texte der Cornelia Goethe von Ulrike Prokop: *Die Illusion vom Großen Paar*, Bd. 1: *Weibliche Lebensentwürfe im deutschen Bildungsbürgertum 1750–1770*, Bd. 2: *Das Tagebuch der Cornelia Goethe*, Frankfurt/M. 1991. Solche am Leben und Werk einer einzelnen Frau orientierten Studien werden hier nur insoweit berücksichtigt, wie sie sich auf Frauen beziehen, die auch in dieser Arbeit zur Diskussion stehen.

⁴¹ Vgl. Christine Touaillon: *Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts*, Wien, Leipzig 1919 (Reprint Berlin, Frankfurt/M., Las Vegas 1979); Barbara Becker-Cantarino: *Der lange Weg zur Mündigkeit: Frau und Literatur (1500–1800)*, Stuttgart 1987; Lydia Schieth: *Die Entwicklung des deutschen Frauenromans im ausgehenden 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Gattungsgeschichte*, Frankfurt/M., Bern, New York, Paris 1987; Eva Kammler: *Zwischen Professionalisierung und Dilettantismus. Romane und ihre Autorinnen um 1800*, Opladen 1992. Vgl. vor allem die in ihrem theoretischen Vorverständnis nicht einheitlichen und daher vielfältigen Sammelbände: Gisela Brinker-Gabler (Hg.): *Deutsche Literatur von Frauen*, Bd. 1: *Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*, München 1988; Helga Gallas/Magdalene Heuser (Hg.): *Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800*, Tübingen 1990.

tion des Textes als solchem.⁴² Unabhängig vom jeweiligen Textverständnis steht jedoch in literaturwissenschaftlichen Arbeiten das Verhältnis schreibender Frauen zu ihrem Publikum und damit zur entstehenden bürgerlichen Öffentlichkeit kaum je im Zentrum der Überlegungen.⁴³ Trotzdem können Historikerinnen und Historiker, die sich mit literarischen Texten befassen, von literaturwissenschaftlichen Interpretationsverfahren noch viel lernen. Sinnvoll wäre eine engere Zusammenarbeit der Disziplinen auch bei der Erforschung der in Hinblick auf Mischformen zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre so besonders aussagekräftigen Briefkultur. Während es hier aus beiden Fächern bereits einige aufschlußreiche Studien gibt,⁴⁴ steht die Erforschung weiblicher Autobiographien und Tagebücher noch am Anfang, glaubte man doch auch in der feministischen Literaturwissenschaft lange, daß sich dieses identitätsstiftende Genre Frauen gleichsam verweigere. Nichtsdestotrotz sind in letzter Zeit einige erhalten gebliebene autobiographische Dokumente von Frauen (neu) ediert worden, und weitere Funde sind sicher nicht auszuschließen.⁴⁵

⁴² Vgl. Sigrid Weigel: *Der schielende Blick. Thesen zur Geschichte weiblicher Schreibpraxis*, in: Inge Stephan/dies.: *Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft*, Berlin 1983, S. 83–137; Helga Meise: *Die Unschuld und die Schrift. Deutsche Frauenromane im 18. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1992.

⁴³ Das gilt auch für die bislang vorliegenden Arbeiten zu den Frauenzeitschriften weiblicher Herausgeber, die sämtlich von Literaturwissenschaftlerinnen stammen. Vgl. Kap. II.2. Zur Leserforschung vgl. Kap. IV.1.

⁴⁴ Außer der bereits genannten historischen Untersuchung von Anne-Charlott Trepp vgl. Karin Sträter: *Frauenbriefe als Medium bürgerlicher Öffentlichkeit. Eine Untersuchung anhand von Quellen aus dem Hamburger Raum in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, Frankfurt/M., Bern, New York, Paris 1991; Beatrix Niemeyer: *Der Brief als weibliches Bildungsmedium im 18. Jahrhundert*, in: Kleinau/Opitz (Hg.), Bd. 1, S. 440–452 (die Verfasserin hat kürzlich ihre Dissertation zum gleichen Thema abgeschlossen); aus literaturwissenschaftlicher Sicht vgl. Marianne Schuller: *Aus den Tagen der Briefe: Meta Klopstock*, in: Barbara Vogel/Ulrike Weckel (Hg.): *Frauen in der Ständegesellschaft. Leben und Arbeiten in der Stadt vom späten Mittelalter bis zur Neuzeit*, Hamburg 1991, S. 265–285; Barbara Becker-Cantarino: *Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts*, in: Hiltrud Gnüg/Renate Möhrmann (Hg.): *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1985, S. 83–103; Reinhard M.G. Nickisch: *Briefkultur: Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung des Frauenbriefs im 18. Jahrhundert*, in: Gisela Brinker-Gabler (Hg.): *Deutsche Literatur*, Bd. 1, S. 389–409; ders.: *Die Frau als Briefschreiberin im Zeitalter der deutschen Aufklärung*, in: *Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung* 3 (1976), S. 29–65; Magdalene Heuser: *Das beständige Angedenken vertritt die Stelle der Gegenwart. Frauen und Freundschaften in den Briefen der Frühaufklärung und Empfindsamkeit*, in: Barbara Becker-Cantarino/Wolfgang Mauser (Hg.): *Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1991, S. 141–166.

⁴⁵ Inge Buck (Hg.): *Ein fahrendes Frauenzimmer. Die Lebenserinnerungen der Komödiantin Karoline Schulze-Kummerfeld 1745–1815*, Berlin 1988; Margarete E. Milow: *Ich will aber nicht murren*, hg. v. Rita Bake und Birgit Kiupel, Hamburg 1993; »Ich wünschte so gar gelehrt zu werden«. *Drei Autobiographien von Frauen des 18. Jahrhunderts* [das sind: Dorothea Friederika Baldinger, Charlotte von Einem und Angelika Rosa]. *Texte und Erläuterungen*, hg. v. Magdalene Heuser, Ortrun Niethammer, Marion Roitzheim-Eisfeld und Petra Wulbusch, Göttingen 1994. Etliche weitere Texte sind in älteren Ausgaben leicht

Diese Studie gliedert sich in vier Kapitel, die zwar in engem thematischen Zusammenhang stehen, aber auch für sich gelesen werden können. So führe ich anfangs immer in den jeweiligen Themenschwerpunkt ein, stelle den entsprechenden Forschungsstand dar und nehme aus der Sicht der Arbeit dazu Stellung. Am Ende jedes dieser vier Kapitel ziehe ich in einer Zwischenbetrachtung meine Schlüsse und formuliere Ausblicke. Das erste Kapitel (Kap. II) stellt nach einem historischen Überblick über die Entstehung von Frauenzeitschriften in Deutschland und einem kurzen Vergleich zur Entwicklung in England und Frankreich zunächst einmal die acht im Zentrum dieser Arbeit stehenden Frauenzeitschriften und ihre Herausgeberinnen einzeln vor. Die Porträts konzentrieren sich zum einen auf die Frage, wie sich eine Verfasserin in ihrem Blatt präsentierte und ihr öffentliches Auftreten vor dem Publikum rechtfertigte, zum anderen charakterisieren sie das jeweilige Frauenjournal vor allem in Hinblick auf das Bildungsprogramm, das es seinen Leserinnen bot. Im Anschluß trage ich zusammen, was sich heute noch über die inzwischen verschollenen Frauenzeitschriften weiblicher Herausgeber feststellen läßt, berichte von den Redakteurinnen, die nachweislich im 18. Jahrhundert Zeitschriften für ein gemischtes Publikum (mit-)verantworteten, und nenne schließlich jene Frauenjournale, die nach meinen Forschungen eine Frauenredaktion lediglich vortäuschten, tatsächlich aber allein von Männern gemacht wurden.

Das zweite Kapitel (Kap. III) beschäftigt sich mit Produktion, Verlag und Vertrieb der acht erhaltenen von Frauen herausgegebenen Frauenzeitschriften. Ich gehe hier in einem ersten Schritt der Frage nach, inwieweit sich die Herausgeberinnen mit ihren Periodika professionalisieren konnten und in welchem Ausmaß sie auch anderen schreibenden Frauen in ihren Blättern Veröffentlichungsmöglichkeiten einräumten und ihnen auf diese Weise einen Einstieg ins literarische Geschäft eröffneten. In einem zweiten Schritt untersuche ich die Schwierigkeiten der Herausgeberinnen auf dem sich rasch kommerzialisierenden Literatur- und Pressemarkt. Aufgrund der Quellenlage kann dies nur exemplarisch geschehen. Die drei Konflikte, die sich heute noch rekonstruieren lassen, stehen dabei allerdings für genau die drei Ebenen, auf denen es im späten 18. Jahrhundert leicht zu Problemen kommen konnte. Es handelt sich um den unautorisierten Nachdruck, den Ärger einer Selbstverlegerin mit dem Postvertrieb und schließlich einen handfesten Streit einer

erreichbar, s. die Bibliographie von Eda Sagarra: Quellenbibliographie autobiographischer Schriften von Frauen im deutschen Kulturraum 1730–1918, in: IASL 11 (1986), S. 175–231. Zur Interpretation vgl. Helga Meise: Bildungslust und Bildungslast in Autobiographien von Frauen um 1800, in: Kleinau/Opitz (Hg.), Bd. 1, S. 453–466; Ursula A.J. Becher: Weibliches Selbstverständnis in Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts, in: dies./Jörn Rüsen (Hg.): Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung, Frankfurt/M. 1988, S. 217–233; Rita Bake/Birgit Kiupel: Margarete Milow, geb. Hudtwalcker – Das Leben einer ganz »normalen« Bürgersfrau im 18. Jahrhundert, in: Vogel/Weckel (Hg.), S. 241–265; Elke Ramm: Warum existieren keine »klassischen« Autobiographien von Frauen?, in: Michaela Holdenried (Hg.): Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen, Berlin 1995, S. 130–141.

Herausgeberin mit ihrem einflußreichen Verleger, der schließlich zur Beendigung der Geschäftsverbindung führte.

Das dritte Kapitel (Kap. IV) wendet sich dem lesenden Publikum zu. Auch für diesen Themenbereich erweist sich die mit den Frauenzeitschriften gegebene Quellenlage als ausgesprochen günstig. So kann in fünf Fällen die Subskribentenschaft ermittelt und quantitativ analysiert werden. Desweiteren druckten mehrere Blätter Briefe von etlichen weiblichen wie auch von wenigen männlichen Lesern ab. Sowohl in Hinblick auf die geäußerten Interessen und Ansichten als auch auf die Funktion dieser veröffentlichten Korrespondenz nimmt so die sich um die Zeitschriften versammelnde Öffentlichkeit konkrete Gestalt an. Schließlich sehe ich mir an, wie die von Frauen herausgegebenen Journale in den zeitgenössischen Rezensionorganen von den quasi professionellen Lesern, den akademisch gebildeten, männlichen Literaturkritikern, beurteilt wurden.

Das letzte Kapitel (Kap. V) bringt eine systematische Textanalyse der Frauenzeitschriften in Hinblick auf die leitende Fragestellung. Ich zeige hier, wie die Verfasserinnen jeweils den Handlungsraum ihres Geschlechts zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit bestimmten. Zunächst einmal beschäftige ich mich mit den Beiträgen, die sich auf die Gegenwart der Autorinnen und auf die laufende öffentliche Debatte über die Ordnung der Geschlechter bezogen. Danach wende ich mich den historischen Artikeln zu, die zum Teil die Ansichten über die Rolle von Frauen in der Gesellschaft bestätigten, zum Teil aber auch Alternativen aufzeigten. Darüber hinaus bieten diese vorwissenschaftlichen historiographischen Texte Gelegenheit, über die Geschichte des eigenen Fachs nachzudenken.

Es folgt eine Schlußbetrachtung, in der die verschiedenen in dieser Arbeit verfolgten Perspektiven noch einmal zusammengeführt werden. Im Anhang finden sich eine Liste aller im 18. Jahrhundert erschienenen Frauenzeitschriften sowie Tabellen und Karten mit den genauen Ergebnissen aus der quantitativen Auswertung der Subskribentenschaft.

Die Arbeit beruht auf Quellen verschiedener Art. Im wesentlichen werden die Zeitschriften selbst interpretiert. Daneben habe ich die gedruckten Subskribentenlisten und zeitgenössische Rezensionen bearbeitet. Andere publizierte Schriften der Autorinnen werden einbezogen, soweit es für die in dieser Arbeit aufgeworfenen Fragen aufschlußreich ist. An weiterem zeitgenössischen Schriftgut sind vor allem die wenigen vorhandenen Biographien über Herausgeberinnen zu nennen, ältere biographische Lexika sowie zeitgleiche Äußerungen von männlichen und weiblichen Kollegen über den literarischen Markt, das Publikum oder aber allgemein über die Verhältnisse der Geschlechter. Schließlich habe ich über die inzwischen gedruckt vorliegenden Briefe von und an die Herausgeberinnen hinaus in diversen Archiven zahlreiche ungedruckte Briefe sowie einen Vertrag zwischen einer Herausgeberin und ihrem Verleger inklusive Nachträgen ausfindig machen können. Alle diese Texte finden sich im Quellen- und Literaturverzeichnis am Ende der Arbeit aufgeführt.

Abschließend seien noch einige formale Hinweise gegeben. In Zitaten aus den Quellen wird die Schreibweise des Originals beibehalten, zwecks besserer Lesbar-

keit passe ich lediglich die Zeichensetzung den heutigen Regeln an und korrigiere offensichtliche Druckfehler.⁴⁶ Sowohl Orthographie als auch Grammatik waren im 18. Jahrhundert noch nicht vereinheitlicht. Für heutige Leser und Leserinnen ungewöhnliche Schreibweisen und Formulierungen weisen somit nicht notwendig auf eine geringe Elementarbildung der Autorin oder des Autors hin. Insbesondere in der Verwendung von Dativ und Akkusativ gab es regionale Abweichungen von der Hochsprache. Alle meine Eingriffe in zitierte Texte in Form von Auslassungen und Ergänzungen stehen ohne weiteren Hinweis in eckigen Klammern []. Kursivsetzung in Zitaten kennzeichnet Hervorhebungen im Original. Die einzelnen Artikel aus den Frauenzeitschriften werden genau nachgewiesen, der Verfassersname ist jedoch nur hinzugesetzt, wenn es sich nicht um die Alleinherausgeberin handelt. Literatur wird bei Erstnennung in der Anmerkung komplett angeführt, danach lediglich mit dem Nachnamen des Autors bzw. der Autorin sowie mit einem Kurztitel in allen Fällen, wo es andernfalls zu Verwechslungen kommen könnte.

⁴⁶ Die Korrekturen werden in den Anmerkungen ausgewiesen. Außerdem erscheinen die großgeschriebenen Umlaute als Ä, Ö und Ü und nicht wie in Drucken der Zeit als Ae, Oe und Ue.

II. Die Frauenzeitschriften und ihre Herausgeberinnen

1. Die Entstehung von Zeitschriften für ein weibliches Publikum

Seit dem späten 17. Jahrhundert entstand mit und neben der Nachrichtenpresse in Deutschland allmählich ein Zeitschriftenwesen, das nach 1740 enorm schnell anwuchs und sich immer weiter ausdifferenzierte. Die periodisch erscheinenden, jedoch weniger als Zeitungen auf das aktuelle Tagesgeschehen bezogenen Zeitschriften entwickelten sich aus den gelehrten Journalen, die zunächst in der Wissenschaftssprache Latein, seit dem 18. Jahrhundert dann aber immer häufiger auf deutsch verfaßt waren, sowie aus den historisch-politischen Blättern enzyklopädischen Inhalts.¹ Mit dem Übergang vom intensiven Lesen weniger, vor allem religiöser Schriften zum extensiven Lesen vieler verschiedener Bücher² entstand unter den Lesekundigen ein Bedarf an Gebrauchsliteratur, die der kurzfristigen Erbauung oder auch einer allgemeinen Kenntniserweiterung dienen konnte. Fast alle an ein nicht-gelehrtes Publikum gerichteten Zeitschriften der Aufklärung bemühten sich, Belehrendes mit Unterhaltendem zu verbinden. Ein eigentümliches, oft originell gehandhabtes Konzept entwickelten hierfür zuerst die Moralischen Wochenschriften. Aus England übernahmen deutsche Aufklärer im frühen 18. Jahrhundert die Idee, fiktive Verfasserfiguren über Themen des bürgerlichen Alltags rasonieren und sich dabei ganz persönlich an ihr Publikum wenden zu lassen, um auf diese Weise Vernunft und gute Sitten unter den Lesenden zu verbreiten.³ Diese Periodika

¹ Joachim Kirchner: Das deutsche Zeitschriftenwesen. Seine Geschichte und seine Probleme. Teil 1: Von den Anfängen bis zum Zeitalter der Romantik, 2. Aufl. Wiesbaden 1958; ders.: Geschichte der Zeitschrift: Von den Anfängen bis 1900, in: Emil Dovifat (Hg.): Handbuch der Publizistik, Bd. 3, Berlin 1969, S. 384–407; Margot Lindemann: Deutsche Presse bis 1815, Berlin 1969, S. 180–247; Wolfgang Martens: Die Geburt des Journalisten in der Aufklärung, in: Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 1, Wolfenbüttel 1974, S. 84–98; Paul Raabe: Die Zeitschrift als Medium der Aufklärung, ebd., S. 99–136 (mit einer Dokumentation zeitgenössischer Texte zur Zeitschriftenlektüre); ders.: Zeitschriften und Almanache, in: Ernst L. Hauswedell/Christian Voigt (Hg.): Buchkunst und Literatur in Deutschland 1750 bis 1850, Bd. 1, Hamburg 1977, S. 145–195; Andreas Gestrich: Absolutismus und Öffentlichkeit. Politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1994, bes. S. 183–193.

² Vgl. Kap. IV.1.

³ Ausdrücklich bezogen sich die Verfasser Moralischer Wochenschriften in Deutschland auf ihre englischen Vorbilder *The Tatler*, *The Spectator* und *The Guardian*, die Joseph Addison und Richard Steele in den Jahren 1709 bis 1714 mit großem Erfolg herausgebracht hatten. (Wolfgang Martens: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften, Stuttgart, 1968, bes. S. 15–99.) Martens erklärt die fiktive

hatten keine umständlichen Titel mehr wie ihre barocken Vorgänger, sondern nannten sich zumeist einprägsam nach ihrem fiktiven Verfasser oder ihrer erfundenen Verfasserin – etwa *Der Vernünftler* (1713/14), *Der Patriot* (1724–26), *Die mühsame Bemerkerin derer menschlichen Handlungen* (1737), *Die Braut* (1742) oder *Der Hypochondrist* (1762), um nur einige Beispiele zu nennen. Die Autoren blieben anonym oder gaben sich erst in der letzten Nummer zu erkennen. Die Blätter erschienen in der Regel an einem festen Wochentag als nicht weiter untergliederte Stücke im Umfang eines halben, maximal eines Bogens, also acht, selten 16 Seiten in Oktav.⁴ Manchmal stand ein Motto voran, die Einheit des einzelnen Stücks garantierte jedoch vor allem die titelgebende Verfasserfigur. Sie unterhielt die vertrauliche Plauderei mit dem Publikum, diskutierte mit weiteren erfundenen Figuren und motivierte eingerückte Texte wie Fabeln, Träume oder Briefe. Schon die Namen der fiktiven Verfasser und Verfasserinnen deuteten oft einen bestimmten Charakter an, darüber hinaus waren viele von ihnen mit einer (manchmal recht wundersamen) Lebensgeschichte und magischen Fähigkeiten, mit einer Familie oder einem Freundeskreis ausgestattet. Solche Nebenfiguren kommentierten die Zeitschrift und brachten Positionen des anderen Geschlechts, einer anderen Generation oder sonst einen abweichenden Standpunkt und neuen Stoff ein. Das Publikum erhielt auf diese Weise Anschauungsunterricht in menschlichem Miteinander, zugleich wurde es aufgefordert, seine Meinung ebenfalls mitzuteilen und auf diese Weise am Blatt mitzuwirken. Die meisten Moralischen Wochenschriften druckten Leserbriefe und eingesandte Beiträge ab, von denen wohl ein großer Teil, aber eventuell doch nicht alle fingiert waren. Es läßt sich vermuten, daß einige Leser und Leserinnen unter Pseudonym an diesem launigen Spiel mit Fiktionen teilnahmen.⁵

Da die Moralischen Wochenschriften sowohl Männer als auch Frauen zur Tugend erziehen wollten, war es nur konsequent, auch weibliche Verfasser zu konzipieren, die entweder ihren Leserinnen ein Vorbild sein konnten oder aber vermeintliche weibliche Fehler karikierten. Schon in einem der ersten Blätter dieser Art erdichtete Johann Christoph Gottsched mit den *Vernünftigen Tadlerinnen* sogar eine reine Frauenredaktion.⁶ Von 94 Moralischen Wochenschriften, die zwischen 1713

Verfasserschaft zum charakteristischen Gattungsmerkmal der Moralischen Wochenschriften und kann diese damit sinnvoll von anderen Gattungen unterscheiden bzw. ihre allmähliche Auflösung seit den 1750er Jahren beschreiben. Seine Monographie ist bis heute das Standardwerk zum Thema, einen guten Einstieg bietet auch: Gerhard Sauder: *Moralische Wochenschriften*, in: Rolf Grimminger (Hg.): *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789* (= *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Bd.3), 1. Teilband, 2. Aufl. München 1984, S.267–279.

⁴ Viele Wochenschriften erschienen am Ende eines Jahrgangs ein weiteres Mal in Buchform, von den erfolgreicheren gab es oft nach vielen Jahren noch neue Auflagen.

⁵ Martens: *Botschaft*, S.58/59. Die Maskerade der Herausgeber sollte die Leserschaft keinesfalls täuschen, sondern als solche durchschaut werden. Wenn Briefe erdichteter Leserfiguren diese Fiktion aufgriffen oder über die wahre Identität, das Aussehen oder irgendwelche Angewohnheiten des Verfassers rätselten und spekulierten, so wurde das Versteckspiel noch weitergetrieben.

⁶ *Die Vernünftigen Tadlerinnen 1725–26*, neu hg. v. Helga Brandes, 2 Bde, Hildesheim, Zü-

und 1786 in Deutschland und in der Schweiz erschienen, waren 13 nach ihrer angeblichen Verfasserin benannt.⁷ Sie werden daher in einigen pressegeschichtlichen Arbeiten als die ersten deutschen Frauenzeitschriften betrachtet.⁸ Daneben standen zahlreichen männlichen Verfasserfiguren fiktive Frauen zur Seite. Diese weiblichen Nebenfiguren übernahmen oft den Part, die männlichen Hauptverfasser zu kritisieren oder die vorgetragenen Argumente zu ergänzen. So erfanden Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger in ihren *Discoursen der Mahlern* (1721–1723), in denen sie alle Beiträge mit den Namen berühmter bildender Künstler unterzeichneten, eine gesellige Frauenrunde, die es sich zur Aufgabe machte, weibliche Belange im Blatt zu vertreten. Die frühaufklärerischen Moralischen Wochenschriften richteten sich dabei grundsätzlich an ein gemischtes Publikum. Ihre Autoren wollten die Bildung beider Geschlechter verbessern, weil sie davon ausgingen, daß so am wirksamsten die häusliche Glückseligkeit zu befördern sei. Sie traten daher dem damals weit verbreiteten Vorurteil entgegen, demzufolge eine lesende Frau

rich, New York 1993, siehe bes. das Nachwort der Herausgeberin, in: Bd. 2, S. 1–30. Die drei fiktiven Verfasserinnen trugen die Namen Calliste, Iris und Phyllis, waren allerdings als Charaktere nicht sonderlich ausgefeilt. Zu den *Vernünftigen Tadlerinnen* siehe außerdem Sharon Marie DiFino: *The Intellectual Development of German Women in Selected Periodicals from 1725 to 1784*, New York u. a. 1990, S. 21–63; zu fiktiven weiblichen Verfasserschaften allgemein (am Beispiel der *Vernünftigen Tadlerinnen* und der Wiener Wochenschrift *Theresie und Eleonore*) siehe Regina Nörtemann: *Schwache Werkzeuge als öffentliche Richterinnen. Zur fiktiven weiblichen Herausgeber- und Verfasserschaft in Moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 72 (1990), S. 381–403.

⁷ Diese Auszählung beruht auf dem Register der Moralischen Wochenschriften von Martens: *Botschaft*, S. 544–555. Nachdrucke und Neuauflagen wurden nicht mitgerechnet. Neben den 94 Moralischen Wochenschriften im engeren Sinne erschienen im gleichen Zeitraum noch 54 Zeitschriften, die den von Martens entworfenen Typus nicht vollständig repräsentieren. Von ihnen führten weitere vier einen weiblichen Verfasser im Titel. Unter den Übersetzungen fremdsprachiger Moralischer Wochenschriften war zudem *Die Zuschauerin*, die deutsche Fassung des englischen Blattes *The female Spectator*. Insgesamt gab es somit 18 Moralische Wochenschriften im weiteren Sinn, die angeblich von Frauen verfaßt wurden. Siehe die Liste der Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts im Anhang.

⁸ Insbesondere im Fall der *Vernünftigen Tadlerinnen* erscheint diese nachträgliche Klassifizierung nicht unbegründet. Gottsched erläuterte in seiner Vorrede zur zweiten Auflage 1738: »Die Absicht, so die ersten Verfasser derselben hatten, war auch so neu, als unsträflich. Sie suchten dem deutschen Frauenzimmer ein Blatt in die Hände zu bringen, welches ihm zu einer angenehmen Zeitkürzung dienen, und doch von nützlichem und lehrreichem Inhalte seyn sollte, als die gewöhnlichen Romane. Diese Absicht zu erhalten, bedienten sie sich des unschuldigen Kunstgriffes, sich selbst für Frauenzimmer auszugeben; weil sie wohl vorhersahen, daß dieses Vorgeben, wenn es gleich nicht überall Glauben finden sollte, dennoch viel zu guter Aufnahme derselben beytragen würde.« (zit. n. Brandes: *Nachwort*, S. 1. Ähnlich äußerte sich Gottsched im 52. Stück des 2. Jahrgangs, S. 414/415, zit. ebd., S. 10.) Gleichzeitig trug Gottsched Literaturfehden in diesem Blatt aus, bei denen er seine gelehrten männlichen Kollegen als Adressaten im Auge hatte. Diese registrierten satirische Anspielungen in den *Vernünftigen Tadlerinnen* mit Aufmerksamkeit und riefen mitunter sogar die Zensur zu Hilfe. Vgl. Brandes: *Nachwort*, S. 19/20.

unweigerlich ihre Hauswirtschaft vernachlässigte, und stellten für ihre Leserinnen zum Teil recht umfangreiche Lektürelisten – sogenannte »Frauenzimmer-Bibliotheken« – zusammen.⁹ Den Moralischen Wochenschriften kommt somit zum einen das Verdienst zu, bürgerliche Frauen an das Lesen nicht nur der Bibel und des Gesangbuchs, sondern säkularer populärwissenschaftlicher, belehrender und literarischer Werke herangeführt und sie zum anderen durch fiktive weibliche Verfasser sowie Ermunterung zur Einsendung von Beiträgen zum Schreiben angeregt zu haben.¹⁰ Tatsächlich verfaßt und herausgegeben wurden allerdings wohl alle diese Periodika von Männern.¹¹ Einige wenige Frauen waren mit einzelnen Texten oder auch als regelrechte Mitarbeiterinnen an ihnen beteiligt, so zum Beispiel Luise Adelgunde Gottsched und Meta Klopstock an den Blättern, die von ihren Ehemännern ediert oder mit Beiträgen versorgt wurden.¹²

Neben den Moralischen Wochenschriften entstanden im 18. Jahrhundert weitere populäre Zeitschriften, wobei eine nachträgliche typisierende Unterscheidung verschiedener Gattungen etwas künstlich ist. Angesichts der angestrebten Verbindung von Nutzen und Vergnügen waren die Übergänge von unterhaltenden zu wissenschaftlichen Blättern fließend. Dies gilt insbesondere für die literarischen Zeitschriften, die in Hinblick auf das weibliche Lesepublikum vordringlich von Bedeutung sind. Die universalgelehrten Rezensionsorgane der Frühzeit hatten nur zögerlich schöngeistige Schriften in ihre Kritik aufgenommen, mit der Zunahme deutschspra-

⁹ Wolfgang Martens: Leserezepte fürs Frauenzimmer. Die Frauenzimmerbibliotheken der deutschen Moralischen Wochenschriften, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens XV (1975), Sp. 1143–1200; Peter Nasse: Die Frauenzimmer-Bibliothek des Hamburger »Patrioten« von 1724. Zur weiblichen Bildung der Frühaufklärung, 2 Bde, Stuttgart 1976.

¹⁰ Martens: Botschaft, S. 520–542; Helga Brandes: Der Wandel des Frauenbildes in den deutschen Moralischen Wochenschriften. Vom aufgeklärten Frauenzimmer zur schönen Weiblichkeit, in: Wolfgang Frühwald/Alberto Martino (Hg.): Zwischen Aufklärung und Restauration. Sozialer Wandel in der deutschen Literatur 1700–1848, Tübingen 1989, S. 49–64.

¹¹ Helga Meise untersucht zur Zeit, ob nicht die 1770–1772 in Prag erscheinende Moralische Wochenschrift *Die Unsichtbare*, ein Gegenstück zum Blatt *Die Sichtbare* (1770/71), eventuell von einer Frau verfaßt wurde. Vgl. vorläufig: Helga Meise: Women in the literary public sphere in eighteenth-century Prague, in: Transactions of the Ninth International Congress on the Enlightenment, Voltaire Foundation, Oxford, 1996, S. 1407.

¹² Luise Adelgunde Victoria Kulmus heiratete Gottsched 1735. Danach schrieb sie unter anderem mehrere Texte für die zweite und dritte Auflage der *Vernünftigen Tadelinnen* und übersetzte den *Spectator* und den *Guardian* ins Deutsche. Der übersetzte *Spectator* erschien 1739–1743 in neun, der *Guardian* 1745 in zwei Bänden. (Vgl. Ruth H. Sanders: »Ein kleiner Umweg«. Das literarische Schaffen der Luise Gottsched, in: Barbara Becker-Cantarino (Hg.): Die Frau von der Reformation bis zur Romantik. Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte, Bonn 1980, S. 170–194.) Meta Klopstock, geb. Moller schrieb wie ihr Mann für den *Nordischen Aufseher*, der in Kopenhagen herauskam (Edith Krull: Das Wirken der Frau im frühen deutschen Zeitschriftenwesen, Diss. Berlin 1939, S. 102/103). Bei diesen vergleichsweise prominenten Ehepaaren läßt sich die Mitarbeit der Frau zumindest ansatzweise rekonstruieren. Man kann vermuten, daß es diese »Arbeitspaar«-Konstellation in der Bildungselite häufiger gab. Zum »Arbeitspaar« vgl. Wunder: »Er ist die Sonn'«, bes. S. 89–138.

chiger Belletristik und der Ausdifferenzierung der Wissenschaften entwickelte sich jedoch seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine rasch wachsende Fachpresse für die »schönen Wissenschaften und Künste«. ¹³ Ein Teil dieser literarischen Zeitschriften konzentrierte sich in der Tradition des gelehrten Journalismus auf Literaturkritik und theoretisierende Abhandlungen für akademisch gebildete Fach- und Schriftstellerkollegen. Eine sehr viel größere Zahl dagegen kommentierte nicht nur die Literaturproduktion, sondern publizierte belletristische und rasonierende Texte unterschiedlicher Autoren, darunter Auszüge und Vorabdrucke größerer Werke, oder mischte Literaturpräsentation mit Literaturkritik für das breitere lesende Publikum. ¹⁴ Solche Journale waren nicht mehr wie die Moralischen Wochenschriften weitgehend geprägt von der Persönlichkeit des Alleinverfassers und -herausgebers, seinen Ansichten und seinem Geschmack. Vielmehr boten sie – auch noch unbekannt – schreibenden Männern und Frauen die Möglichkeit, ihre Texte zu veröffentlichen, und wurden somit für viele Gebildete zum Einstieg ins freie literarische Geschäft, auch wenn es im 18. Jahrhundert noch viele vorzogen, anonym zu bleiben.

Bis in die neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts stieg die Zahl der Zeitschriftenneugründungen immer schneller an, erst dann verlangsamte sich das Tempo und kam es in einigen Bereichen zu rückläufigen Tendenzen. Der weitaus größte Teil dieses Zuwachses entfiel auf populäre periodische Schriften. ¹⁵ Mit der wachsenden Konkurrenz der unterschiedlichen Presseunternehmungen und einer allmählichen

¹³ Die polyhistorischen gelehrten Journale entwickelten sich allmählich zu wissenschaftlichen Fachzeitschriften. Als erste Fakultät gründete die Theologie eigene Periodika, ihr folgten die Jurisprudenz, Medizin und Naturwissenschaften, die Philosophie, Pädagogik, Geschichte und Geographie, Ökonomie und Kameralistik. Die größte Zahl der Zeitschriftenneugründungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beschäftigte sich mit der Schönen Literatur, wobei sich allerdings die Mehrzahl dieser Blätter nicht ausschließlich an ein gelehrtes Publikum wandte. Vgl. Kirchner: *Zeitschriftenwesen*; Lindemann; zu den literarischen Zeitschriften vgl. Raabe: *Zeitschriften und Almanache*; Jürgen Wilke: *Literarische Zeitschriften des 18. Jahrhunderts (1688–1789)*, 2 Bde, Stuttgart 1978.

¹⁴ Die besprochenen und abgedruckten Texte betrafen vielfach Fragen des praktischen Lebens. Das Literaturverständnis des 18. Jahrhunderts war noch sehr viel weitergefaßt als die auf »hohe« und »reine« Kunst verengten Begriffe der Klassik und Romantik.

¹⁵ Laut Kirchner erschienen im deutschen Sprachraum bis zur Französischen Revolution rund 3500 Zeitschriften. Die Zahl von ca. 750 Zeitschriftenneugründungen zwischen 1741 und 1765 verdreifachte sich in den nächsten 25 Jahren auf ca. 2200. Knapp die Hälfte davon waren jeweils literarische und unterhaltende Journale (332 für die Zeit von 1741–1765, 967 für die Jahre 1766–1790). Zwischen 1791 und 1815 gingen die Neugründungen angesichts der politischen Umbrüche und wirtschaftlichen Unsicherheiten auf 1800 zurück, wobei allerdings der bislang recht geringe Anteil politischer Journale erheblich zunahm (Kirchner: *Zeitschriftenwesen*, S. 73, 188 und 267–269). Martin Welke, der die Zeitungen des 18. Jahrhunderts für erheblich breitenwirksamer hält als die Zeitschriften, verweist darauf, daß Kirchners Zahlen insofern einen falschen Eindruck erwecken, als in ihnen die Kurzlebigkeit der meisten Journale keine Berücksichtigung findet. Tatsächlich erschien nur eine sehr viel kleinere Zahl parallel. Martin Welke: *Zeitung und Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert. Betrachtungen zur Reichweite und Funktion der periodischen deutschen Tagespublizistik*, in: *Presse und Geschichte. Beiträge zur historischen Kommunikationsforschung*, München 1977, S. 71–99, hier S. 72–75.

Verbreiterung des Lesepublikums ging eine Ausdifferenzierung der Zielgruppen einher. Um sich einer Klientel zu versichern, wandten sich Zeitschriften nicht nur gezielt an männliche Berufs- und Interessengruppen, sondern auch an Frauen, Jugendliche und Kinder. Insbesondere die Frauen der gebildeten höheren Stände versprachen ein lohnendes Publikum zu sein, verfügten die meisten von ihnen doch über ausreichende Lesefähigkeit, finanzielle Mittel und zudem über etwas freie Zeit. Während einige Zeitgenossen über die »Lesewut« und »Romansucht« insbesondere der Frauen lamentierten,¹⁶ brachten andere Journale auf den Markt, die die weiblichen Lese- und Unterhaltungsbedürfnisse befriedigen und zugleich steuern sollten. Die polarisierte Geschlechterordnung der Spätaufklärung legte es nahe, auch im Bereich der populären Gebrauchsliteratur für Frauen und Männer jeweils eigene Schriften zu produzieren, da den Geschlechtern nicht nur verschiedene Aufgaben in der Gesellschaft zugeteilt, sondern auch unterschiedliche Neigungen und Vorlieben nachgesagt wurden.¹⁷ Nachdem bereits die Moralischen Wochenschriften das weibliche Publikum »entdeckt« und zum Teil gezielt angesprochen hatten, entstanden seit 1760 zahlreiche Schriften, die es sich zur Aufgabe machten, die Frauen der höheren Stände mehr oder weniger gebildet zu unterhalten und dabei auf ihre angeblich natürliche häusliche Bestimmung einzuschwören. Diese Frauenjournale des 18. Jahrhunderts waren weitgehend literarische Zeitschriften. Sie boten ihren Leserinnen überwiegend belletristische Texte, die zum Teil deutlich didaktische Ziele verfolgten. Manche Blätter übernahmen Elemente der Moralischen Wochenschriften, ließen etwa fiktive Figuren vertraut mit dem weiblichen Publikum plaudern oder zeichneten abschreckende Charakterskizzen lasterhafter, eitler und klatschsüchtiger Frauen. Neben solcher moralischen Belehrung vermittelten manche der Frauenzeitschriften in Sachtexten Kenntnisse aus der Kunstgeschichte, der Natur- und Völkerkunde oder über berühmte Personen der Vergangenheit. Auch wenn sich zwischen den verschiedenen Journalen Unterschiede zeigen, inwieweit sie das Interesse ihrer Leserinnen auf Themen lenkten, die über den häuslichen Wirkungskreis hinausgingen, so blieb das erklärte Bildungsziel doch immer die für den gebildeten Mann anregende Gesprächspartnerin, verständnisvolle Ehefrau, umsichtige Hausfrau und vernünftige Erzieherin gemeinsamer Kinder.

Die Klassifizierung eines Journals als »Frauenzeitschrift« ist im 18. Jahrhundert nicht eindeutig. Eine ausdrückliche Wendung an ein weibliches Publikum bedeutete keineswegs, daß man interessierte Männer von der Lektüre ausgeschlossen wissen wollte. Zudem ist die Grenze zwischen den manchmal noch unregelmäßig und in größeren zeitlichen Abständen erscheinenden Zeitschriften und den zum Ende des Jahrhunderts immer beliebteren Musenalmanachen, Taschenbüchern und Kalen-

¹⁶ Vgl. Kap. IV.1.

¹⁷ Angesichts dessen, daß Männer Frauen als »das andere Geschlecht« wahrnahmen, sich selbst aber primär als Gattungswesen, verstanden sich die Zeitschriften, die sich an ein männliches Publikum richteten, als »allgemeine« und nicht als Männerjournale.

dern nicht klar zu ziehen.¹⁸ Quantitative Angaben sind somit relativ und bieten lediglich einen Anhaltspunkt. Geht man von den bis heute bibliographisch ermittelten Periodika aus, von denen etliche nicht mehr nachgewiesen und eingesehen werden können, so erschienen von 1720 bis zum Ende des Jahrhunderts 115 Zeitschriften, die sich ihrer Titelgebung nach an Frauen richteten.¹⁹ Viele von ihnen wurden bereits nach wenigen Heften wieder eingestellt. Brachte es eine unterhaltende Wochen- oder Monatsschrift auf ganze zwei oder drei Jahrgänge, so war dies im 18. Jahrhundert schon ein beachtlicher Erfolg. Die Frauenzeitschriften der ersten Jahrzehnte zählen fast alle zu den Moralischen Wochenschriften, vielfach präsentierten sie fiktive weibliche Verfasserfiguren. Sie kamen bis auf wenige Ausnahmen in protestantischen nord- und mitteldeutschen Städten heraus. Waren es zunächst immer nur vier bis sieben Blätter in zehn Jahren gewesen, so stieg die Anzahl seit den sechziger Jahren deutlich an: Bis 1770 wurden 13 Frauenzeitschriften neu gegründet, im Zeitraum von 1771 bis 1780 23 und von 1781 bis 1790 sogar 32. Im letzten Jahrzehnt war die Zahl der Frauenjournale leicht rückläufig, 25 neue Blätter wurden bis 1800 verlegt. Die bekanntesten und noch am ehesten erforschten Frauenjournale männlicher Herausgeber sind neben den bereits erwähnten *Vernünftigen Tadeln* die in Wien von Josef von Sonnenfels verfaßte Moralische Wochenschrift *Theresie und Eleonore* (1766/67) sowie die literarischen Zeitschriften *Iris* (1774–1776), redigiert von dem Dichter Johann Georg Jacobi unter anfänglicher Mitarbeit Wilhelm Heines, und *Akademie der Grazien* (1774–1776), begründet von dem Philologen Christian Gottfried Schütz.²⁰ Die beiden letztgenannten Blätter fanden vor allem deshalb die Aufmerksamkeit der Literaturwissenschaft, weil hier berühmte männliche Autoren abgedruckt wurden.²¹ Die langlebigsten Frauenzeitschriften waren das *Magazin für Frauenzimmer*, 1782 gegründet von David Christoph Seybold, 1787

¹⁸ Modezeitschriften werden in dieser Arbeit hingegen grundsätzlich nicht zu den Frauenjournalen gerechnet, da sie sich mit ihren Abbildungen und Beschreibungen von sowohl Damen- als auch Herrenkleidung sowie ihren Artikeln über Putz und Schmuck, Möbel und Geschirr an ein gemischtes Publikum richteten. Sie als »Frauenzeitschrift« zu klassifizieren hieße, Mode und Innenausstattung nachträglich zu einem Interessengebiet ausschließlich von Frauen zu erklären.

¹⁹ Siehe Zeitschriftenliste im Anhang. Umbenennungen sind nicht immer von Neugründungen zu unterscheiden. Jeder neue Titel wird hier als ein neues Zeitschriftenprojekt gewertet.

²⁰ Zum Forschungsstand insgesamt vgl. Kap. II.2.; speziell zu *Theresie und Eleonore*: Nörtemann, S. 393–401; zur *Iris*: Hugo Lachmanski: Die deutschen Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts, Diss. Berlin 1900, S. 37–56; Wilke, Bd. 2, S. 118–122; DiFino, S. 65–101; Regina-Kathrin Belda: »Iris«. Darstellung und Analyse einer literarischen Frauenzeitschrift von 1774 bis 1776, unveröff. Diplomarbeit, Fachhochschule für Bibliothekswesen, Hamburg 1988; zur *Akademie der Grazien*: Lachmanski, S. 37; Wilke, Bd. 2, S. 122–124.

²¹ Zur *Iris* steuerten Johann Wolfgang Goethe, Johann Georg Schlosser und Jakob Michael Reinhold Lenz Texte bei, die *Akademie der Grazien* wollte den Geschmack ihrer Leserinnen durch bedeutende Kunst bilden und präsentierte ihnen Briefe des Plinius, eine Ode Horaz', Plutarchs Beispiele weiblicher Tugend, ein Lustspiel des Terenz sowie Artikel über die weiblichen Helden in Shakespeares *Othello* und Goethes *Götz von Berlichingen*. Ferner wurde Lessings *Nathan der Weise* vorgestellt und Wielands *Oberon* in Teilen veröffentlicht.

umbenannt in *Neues Magazin für Frauenzimmer* und fortgeführt bis 1792, sowie die bei Cotta verlegte und von Ludwig Ferdinand Huber redigierte *Flora*, die von 1793 bis 1803 bestand und auf die im Zusammenhang eines Konflikts zwischen Marianne Ehrmann und dem Tübinger Verleger noch zurückzukommen sein wird.²²

Fast alle Verfasser von Frauenzeitschriften forderten in Vorreden ihr weibliches Publikum auf, Briefe, Gelegenheitsgedichte oder eigene Beiträge einzusenden, und eine ganze Reihe von ihnen druckte in der Folge auch wirklich Texte ab, die mit weiblichen Namen oder Pseudonymen unterzeichnet waren. Ging man davon aus, daß die Geschlechter unterschiedliche Interessen hatten und verschiedene Themen, Textgattungen und Stile bevorzugten, so konnten Frauen den Geschmack ihrer Geschlechtsgenossinnen vielleicht sogar besser treffen als männliche Autoren. Beiträge von Frauen machten sich also gut in einer Frauenzeitschrift, und manch eine weibliche Verfasserschaft war in diesen Jahrzehnten lediglich vorgetäuscht. In vielen Fällen läßt sich aber auch nachweisen, daß die Texte tatsächlich von Frauen verfaßt wurden. Fast alle Schriftstellerinnen, die sich im ausgehenden 18. Jahrhundert einen Namen machten und eigenständig publizierten, hatten zuvor Beiträge in Frauenjournalen veröffentlicht. Der geschlechtersegregierte Markt populärer Gebrauchsliteratur wurde zur Chance für schreibende Frauen, ihre Texte zu publizieren und sich unter Umständen sogar zu professionalisieren.

2. Die Frauenzeitschriften weiblicher Herausgeber

Nachdem Moralische Wochenschriften schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fiktive weibliche Verfasser erfunden hatten und seit 1760 allmählich immer mehr Zeitschriften entstanden, die sich ausdrücklich an Frauen wandten und unter anderem Briefe, Gedichte und erzählende Texte weiblicher Autoren abdruckten, erschienen am Ende des Jahrhunderts in Deutschland auch eine Reihe von Zeitschriften für Frauen, die eigenständig von Frauen verfaßt und herausgegeben wurden. Den Anfang machten englische und französische Blätter in deutscher Übersetzung. 1747/48 erschien unter dem Titel *Die Zuschauerin* in Hannover eine deutsche Fassung des *Female Spectator*, den Eliza Haywood 1744 bis 1746 als weibliches Gegenstück zu Addisons und Steeles prominentem *Spectator* in London publiziert hatte.²³ 1756 und in den darauffolgenden Jahren kamen in Hamburg vier Bände heraus mit dem umständlichen Titel *Frauenzimmer-Bibliothek, worinn nützliche Betrachtungen über wichtige Stücke der Sittenlehre fürnemlich zum Gebrauche des*

²² Zum *Magazin für Frauenzimmer* siehe Lachmanski, S. 58–60; Sabine Schumann: Das »lesende Frauenzimmer«: Frauenzeitschriften im 18. Jahrhundert, in: Becker-Cantarino (Hg.): *Reformation/Romantik*, S. 150/151 und S. 154; zur *Flora* siehe Schumann, S. 162/163; Helga Madland: *Three Late Eighteenth-Century Women's Journals: Their Role in Shaping Women's Lives*, in: *Women in German. Feminist Studies and German Culture, Yearbook 4* (1988), S. 167–186.

²³ Zum englischen Original s.u.

Frauenzimmers enthalten sind. Das mehrbändige literarische Sammelwerk war 1714 in England von Richard Steele ediert und angeblich von einer Frau zusammengestellt worden. Die Cambridge Bibliographie für englische Literatur nennt eine ansonsten unbekannte Mary Wray als Autorin, doch könnte diese auch eine Erfindung Steeles gewesen sein. Die deutsche Ausgabe übernahm jedenfalls den Hinweis auf die anonyme Verfasserin, und eine Anzeige im *Ulmer Intelligenzblatt* hob die weibliche Autorschaft lobend und werbekräftig hervor.²⁴ In Frankfurt erschien 1764 in französischer Sprache das *Magazin des jeunes dames*. Die Verfasserin war die Erzieherin Jeanne-Marie Le Prince de Beaumont aus Frankreich. Sie lebte längere Zeit in London und veröffentlichte zahlreiche moralisierende und pädagogische Schriften. Ihr Journal scheint beim deutschen Publikum einigen Anklang gefunden zu haben, denn in Wien und Berlin kamen in den folgenden Jahrzehnten weitere Ausgaben heraus, 1791 erschien unter dem Titel *Magazin für junge Frauenzimmer* zusätzlich noch eine deutsche Übersetzung in einer Karlsruher Buchhandlung.²⁵

Seit 1779 traten dann nacheinander mehrere deutsche Schriftstellerinnen mit eigenen Frauenjournalen an eine weibliche Öffentlichkeit. Überwiegend allein, zum Teil auch zu mehreren verfaßten und redigierten sie Blätter, die alle – wie die große Mehrzahl der Zeitschriften im 18. Jahrhundert – nicht sehr lange bestanden. Doch eins löste nun das andere ab, und die Publizistinnen der neunziger Jahre konnten sich bereits auf eine 'Tradition weiblichen Journalismus' beziehen. Die ersten beiden selbständigen Herausgeberinnen des Jahres 1779 waren junge, literarisch gänzlich unbekannte Frauen. Beide nannten ihren Namen nicht. Während Ernestine Hofmann sich in ihrer Wochenschrift *Für Hamburgs Töchter* hinter der Maske eines männlichen Verfassers verbarg, machte Charlotte Hezel in ihrem *Wochenblatt für's*

²⁴ »Unter denen witzigen Schönen, welche seit einiger Zeit auf dem Schauplatze der gelehrten Welt erschienen, worunter wir besonders der Madame Gottschedin, Riegerin, Jgfr. Unzerin etc. schöne Schriften zu verdanken haben, verdient keinen geringen Platz unsere ungenannte Verfasserin dieser Frauenzimmer-Bibliothek; ja sämtliche Schönen können derselben nicht genug danken [...].« Anzeige im *Ulmer Intelligenzblatt*, Jg. 1756, Nr. 201, zit. n. Holger Böning/Emmy Moepps (Hg.): Deutsche Presse. Biobibliographische Handbücher zur Geschichte der deutschsprachigen periodischen Presse von den Anfängen bis 1815. Kommentierte Bibliographie der Zeitungen, Zeitschriften, Intelligenzblätter, Kalender und Almanache sowie biographische Hinweise zu Herausgebern, Verlegern und Druckern periodischer Schriften, Bd. 1: Hamburg, Stuttgart 1996, Nr. 288. (Ich danke Holger Böning für gezielte Vorabinformationen.) Verschiedene Lexika nennen als Übersetzer übereinstimmend Karl Friedrich Kretschmann, der 1756 noch studierte und später Gerichtsaktuarium und Bardendichter wurde. Zum englischen Original *The Ladies' Library* vgl. Alison Adburgham: *Women in Print. Writing Women and Women's Magazines From the Restoration to the Accession of Victoria*, London 1972, S. 70/71. Adburgham erwägt, daß Steele dieses die häuslichen Pflichten der Frau betonende Blatt selbst verfaßt haben könnte, und konstatiert einen deutlichen Rückschritt des Weiblichkeitsideals gegenüber seinen Moralischen Wochenschriften.

²⁵ Einige Hefte der ersten französischen Fassung sind in der Bibliothek des Deutschen Museums in München erhalten, wurden von mir für diese Studie über deutsche Frauenzeitschriften jedoch nicht berücksichtigt. Die deutsche Ausgabe ist verschollen, vgl. daher zu Beaumont und ihren Zeitschriften Kap. II.3.

Schöne Geschlecht immerhin deutlich, daß hier eine Frau am Werke war. Überhaupt waren diese Journale höchst unterschiedlich. Beide fanden vermutlich keine weite Verbreitung, und so ging die damals bereits etablierte Schriftstellerin Sophie von La Roche 1783 davon aus, daß sie die erste Frau in Deutschland sei, die eine Frauenzeitschrift auf den literarischen Markt brachte. Ihre *Pomona* war eine Monatschrift, bestand volle zwei Jahre und stieß auf breite Resonanz. Der Dichterin Caroline Friederike von Kamiensky diente sie 1788 zum Vorbild, als diese das literarische Monatsblatt *Luna* konzipierte, das dann drei Jahre lang erschien. Hatten bisher die Herausgeberinnen ihre Periodika weitgehend allein verfaßt, so taten sich zum Jahr 1790 erstmals schreibende Frauen zusammen, um gemeinsam und anonym ihre Texte in einer Vierteljahresschrift zu veröffentlichen. Sie nannten das Blatt *Museum für Frauenzimmer*. Im gleichen Jahr startete die Schriftstellerin Marianne Ehrmann ihre Monatsschrift *Amaliens Erholungsstunden*, die im ersten Jahr immerhin so gut verkauft wurde, daß die einflußreiche Cottaische Buchhandlung ab 1791 den Verlag übernahm. Im Lauf knapp zweier Jahre zerstritt man sich, und so trennten sich die Wege. Marianne Ehrmann brachte nun unter dem Titel *Die Einsiedlerin aus den Alpen* für weitere zwei Jahre ihr Journal in der Schweiz heraus, während der Cotta-Verlag Ludwig Ferdinand Huber mit der Redaktion der Frauenzeitschrift *Flora* betraute, die zu einem der längstlebigen Blätter dieser Art werden sollte. Noch während *Amaliens Erholungsstunden* in Tübingen erschienen, begründeten die Schwestern Catharina von Hesse und Xaverie Bossi von Löwenglau mit einer weiteren Mitstreiterin 1792 in München die sehr ähnlich aufgemachten *Unterhaltungen in Abendstunden*, allerdings ohne ihre Namen öffentlich zu nennen. Die Redaktion schrumpfte, aber die Monatsschrift brachte es immerhin auf zwei komplette Jahrgänge. Diese acht Frauenzeitschriften und ihre Herausgeberinnen werden im folgenden einzeln vorgestellt. Es zeigen sich einige grundsätzliche Übereinstimmungen: So machten sich fast alle Verfasserinnen das spätaufklärerische Weiblichkeitsideal zu eigen und protestierten keineswegs und schon gar nicht offen gegen die Rede von der »häuslichen Bestimmung«. Alle wollten sie mit ihren Journalen nützlich sein und vergnügen, boten daher ihren Leserinnen viel Belletristisches und einiges Raisonement. Den selbstgewählten Bildungsauftrag verstanden und akzentuierten die Publizistinnen hingegen recht unterschiedlich. Einige von ihnen wollten vorrangig Kenntnisse vermitteln und den Horizont ihrer Leserinnen erweitern, andere sahen ihre Aufgabe vor allem in eindringlicher moralischer Belehrung und Ermahnung. Fragen nach dem Selbstverständnis der Herausgeberinnen und dem Bildungsprogramm ihrer Zeitschriften leiten daher die folgenden Porträts.

Vermutlich sind im 18. Jahrhundert noch einige wenige weitere Frauenzeitschriften von Frauen herausgegeben worden. So lassen sich etwa das *Oekonomische, moralische und gemeinnützige Journal für Frauenzimmer* (1794/95) von Johanne Katharine Schulze und Christine Dorothea Gürnth sowie ein *Archiv der weiblichen Belehrung und Unterhaltung* (1796), welches angeblich von vier Schwestern herausgebracht wurde, nachweisen, doch sind beide Blätter in den Kriegen dieses Jahrhunderts verlorengegangen. Was über sie noch aus Anzeigen und Rezensionen sowie

aus älterer Forschungsliteratur erschlossen werden kann, trage ich im anschließenden Unterkapitel zusammen.

Frauen, die eine eigene Zeitschrift herausbringen wollten, spezialisierten sich im späten 18. Jahrhundert in Deutschland fast ausnahmslos auf das weibliche Lesepublikum. Es gab damals nach dem bisherigen Stand der Presseforschung nur ganz wenige »allgemeine« Blätter, die von Frauen verfaßt und redigiert wurden.²⁶ Die mutmaßlichen Herausgeberinnen nannten entweder ihre Namen nicht oder ließen ihre Geschlechtszugehörigkeit gänzlich unkommentiert. Vermutlich trugen sie die redaktionelle Verantwortung auch nicht allein, sondern zusammen mit männlichen Kollegen. Es handelt sich im wesentlichen um die *Papiere einiger Freunde* von 1780/81, an denen die Dichterin Dorothea Lilien mitwirkte, sowie um die *Vermischten Erzählungen und Einfälle* aus dem Jahr 1783, die Friederike Helene Unger zugeschrieben werden. Mit ihnen und wenigen weiteren Zeitschriften, die nicht als Frauenjournale betrachtet werden können, aber von Frauen mitgestaltet wurden, beschäftigt sich das vierte Unterkapitel.

Nach dem gegenwärtigen Stand der bibliographischen Ermittlungen wurden von 115 Frauenzeitschriften im Zeitraum zwischen 1720 und 1800 vermutlich 14 von Frauen verfaßt, das in Deutschland verlegte französische Blatt der Frau von Beaumont und die Übersetzungen mitgerechnet.²⁷ Die deutschen erschienen alle erst nach 1775. Der damals einsetzende Presseboom wurde zu einer Chance für schreibende Frauen, eigene Frauenzeitschriften zu gründen. Das spätaufklärerische Weiblichkeitsideal, das die Geschlechterdifferenz betonte und die Ehe, Mutterschaft und Organisation des Hauses zu einer »natürlichen Bestimmung« der Frau erklärte, erwies sich dabei nicht als Hindernis, sondern geradezu als Voraussetzung dafür, daß Frauen sich zu Lehrerinnen ihres eigenen Geschlechts erklärten und eine besondere Qualifikation beanspruchten. Wenn die Geschlechter tatsächlich so verschieden waren, wie der herrschende Diskurs betonte, so waren Frauen die idealen Ratgeber, Erzieher und Schriftsteller für ihre Geschlechtsgenossinnen. Die gleichzeitige begrenzende Wirkung dieses Geschlechtermodells zeigt sich sinnfällig daran, daß kaum eine Frau in Deutschland eine Zeitschrift herausgab, die sich ausdrücklich an beide Geschlechter wandte.

Da das weibliche Publikum Schriften von Frauen offenbar mit besonderer Aufmerksamkeit registrierte und die zeitgenössische Literaturkritik diese oftmals mit herablassender Güte behandelte, täuschten mehrere Männer im 18. Jahrhundert weibliche Autorschaft oder eine Frauenredaktion vor. Angesichts dessen, daß die Lesenden zu dieser Zeit mit Fiktionen und Versteckspielen um die Identität der Autorinnen und Autoren vertraut waren, läßt sich heute kaum mehr ermes sen, wann es sich wirklich um ein Täuschungsmanöver handelte und wo dieses vom Pu-

²⁶ Unberücksichtigt bleiben in dieser Arbeit Verlegerinnen, die etwa als Buchdruckerwitwen Zeitungsunternehmen führten wie z. B. Maria Elisabeth Kranzbühler. Sie behauptete ihr Wormser Intelligenzblatt von 1776 bis 1789. Adolf Dresler: *Die Frau im Journalismus*, München 1936, S. 16–19.

²⁷ Vgl. die Liste aller heute bekannten Frauenzeitschriften im Anhang.

blikum durchschaut werden sollte. Im fünften Unterkapitel wird einigen dieser Fälle nachgegangen.

Um die Jahrhundertwende brach die Kette der von Frauen verantworteten Frauenjournale zunächst einmal ab. In der Auseinandersetzung mit der französischen Revolution politisierte sich das deutsche Pressewesen, gleichzeitig ging die Zahl der neugegründeten Frauenzeitschriften leicht zurück. Schriftstellerinnen und Dichterinnen waren darin weiterhin mit Beiträgen vertreten, geleitet wurden die Blätter aber fast ausnahmslos von Männern. Ähnlich war die Situation bei den Modejournalen, die seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts entstanden und vermutlich einen Teil der potentiellen Leserinnen von Frauenzeitschriften abschöpften. Lediglich bei den Almanachen und Taschenbüchern für Frauen, die nun immer populärer wurden, gab es noch einige wenige weibliche Herausgeber.²⁸ Diese jährlich erscheinenden kleinen Sammelwerke waren zumeist handlich, hübsch gebunden und mit Kupferstichen reich illustriert. Sie enthielten in der Regel neben lyrischen und epischen Texten kurze Abhandlungen aus verschiedenen Wissensgebieten, Ratschläge zu häuslichen Arbeiten, für die Gesundheitspflege sowie Modetips, dazu oft ein Kalendarium oder Tabellen für Haushaltsabrechnungen. Ebenfalls jährlich erscheinen sollte Sophie Mereaus literarische Anthologie *Kalathiskos*, die jedoch nach zwei Bänden 1802 wieder einging.²⁹ Anders als in den belehrenden Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts und den auf Belange der Hauswirtschaft zugeschnittenen Almanachen herrschte hier durchgehend ein poetischer Ton im Stil der Romantik. Auch den anderen vereinzelt periodischen Schriften von Frauen

²⁸ Sophie Mereau soll 1798 bis 1800 die ersten drei Jahrgänge des *Berlinischen Damenkalenders* und 1803 Cottas *Musenalmanach* herausgegeben haben, Wilhelmine Müller stellte Anfang des 19. Jahrhunderts ein *Taschenbuch für edle Weiber und Mädchen* zusammen, und Johanna Caroline Wilhelmine Spazier zeichnete für ein *Taschenbuch* verantwortlich, das »der Liebe und Freundschaft gewidmet« war. Mit Abstand am erfolgreichsten aus dieser Gattung wurde das *Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen*, das Georg Carl Claudius unter dem Pseudonym »Franz Ehrenberg« von 1784 bis 1816 besorgte. In der Frauenforschung gelten diese Taschenbücher als Prototypen bürgerlicher Propaganda für das begrenzte Weiblichkeitsideal der Gattin, Hausfrau und Mutter. Vgl. Pia Schmid: Hausfrau, Gattin, Mutter. Zur bürgerlichen Definition von Weiblichkeit im Spiegel einiger deutschsprachiger Zeitschriften, in: Die ungeschriebene Geschichte. Historische Frauenforschung, Dokumentation des 5. Historikerinnentreffens in Wien 1984, Wien 1985, S. 169–186; Madland: *Three Women's Journals*; Christina Klausmann: Bildung, in: Schmidt-Linsenhoff (Hg.), S. 802–836, hier S. 802–807 und S. 818–830. Vgl. auch Raabe: *Zeitschriften und Almanache*; Maria Gräfin Lanckoronska/Arthur Rümmer: *Geschichte der deutschen Taschenbücher und Almanache aus der klassisch-romantischen Zeit*, München 1954; York-Gothart Mix: *Die deutschen Musenalmanache des 18. Jahrhunderts*, München 1987.

²⁹ *Kalathiskos*. Von Sophie Mereau, 2 Bde, Berlin 1801–1802, Reprint mit einem Nachwort von Peter Schmidt, Heidelberg 1968. Sophie Mereau wandte sich mit diesem Sammelwerk gezielt an Leserinnen und erläuterte im Titelgedicht, daß »Kalathiskos« die alte griechische Bezeichnung für ein Handarbeitskörbchen, Symbol für das Gynäceum und Name eines Tanzes sei, Bd. 1, S. III/IV. Zu Sophie Mereau vgl. Gisela Schwarz: *Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800. Zur Situation von Schriftstellerinnen am Beispiel von Sophie Brentano-Mereau geb. Schubart*, Frankfurt/M., Bern, New York, Paris 1991; Fetting.

für Frauen im frühen 19. Jahrhundert war kein dauerhafter Erfolg beschieden. 1819/1820 brachte es Amalia Bernhards Wochenschrift *Die Beobachterin an Spree und Havel* immerhin noch auf zwei Jahrgänge, während Fanny Tarnow und Helmina von Chézy ihre *Iduna* schon nach zwei Heften wieder einstellen mußten. Angesichts der wachsenden Zahl von Schriftstellerinnen stand Frauenliteratur damals bei vielen in keinem guten Ruf. Als Johanna Schopenhauer 1821 die Redaktion einer zu gründenden Frauenzeitschrift angeboten wurde, zeigte sie sich skeptisch. Bei ihrem Geschlecht sei »eine gar zu große Sucht« eingerissen, sich durch schriftstellerische Arbeiten auszuzeichnen, und viele, die weit besser täten, ihre häuslichen Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, überschwemmen jetzt Zeitungen und Taschenbücher »mit wäßrigen Produkten aller Art«, meinte sie. Eine Frauenzeitschrift dürfe solchen drittklassigen Gelegenheitsschreiberinnen keinen weiteren »Tummelplatz ihrer sentimental oder fantastischen Produktionen« eröffnen, sondern müsse aus den Texten weiblicher Autoren mit Strenge nur das allerbeste auswählen. Sie sollte nach Johanna Schopenhauers Ansicht mit den bekanntesten unterhaltenden Zeitschriften der Zeit mithalten können und sich weder auf weibliche Mitarbeiter noch auf Belehrung des weiblichen Publikums beschränken:

Die Zeiten, wo man für Frauen wie für Kinder eigne Bücher schreiben durfte, sind längst vorüber. Der weibliche Geist ergreift jetzt jede Blume im Gebiet der schönen Literatur, betrachtet alles und behält das Beste, mit nicht minderen Gelingen und nicht minderer Auswahl als der männliche, und schon die Anmaßung, nur für Frauen schreiben zu wollen, würde die gebildetsten und geistreichsten Leserinnen uns verscheuchen, weil sie schon von weitem Langeweile und zum Überdruß wiederholtes moralisches Geschwätz zu wittern glauben würden.³⁰

Einige Schriftstellerinnen zogen aus solchen Überlegungen die Konsequenz, nur an Periodika für ein gemischtes Publikum mitzuarbeiten. So redigierte Therese Huber von 1816 bis 1824 – auf eigenen Wunsch anonym – das namhafte *Morgenblatt für gebildete Stände* des Tübinger Verlegers Cotta, und Amalia Schoppe leitete in den dreißiger Jahren in Hamburg die *Neuen Pariser Modeblätter*.³¹ Als dann 1838 Louise Marezoll die *Frauenzeitung* herausbrachte, war die Erinnerung an den selbständigen Frauenjournalismus des späten 18. Jahrhunderts bereits so weit verblaßt, daß

³⁰ Das zu gründende Blatt solle heiter, gemütvoll und geistreich unterhalten, nicht belehren und den Namen einer Frauenzeitschrift sich nur dadurch verdienen, daß keine Zeile »den Frauensinn für Sitte, Schicklichkeit, Recht oder Unrecht unsanft« berühre. Johanna Schopenhauer machte eine Reihe konkreter Vorschläge, skizzierte auch sehr sachlich und ausgesprochen selbstbewußt die Möglichkeiten einer geschäftlichen Einigung mit dem Verleger, der Plan wurde jedoch nie verwirklicht. Johanna Schopenhauer am 2.12.1821 an einen nicht namentlich bekannten Geheimrat in Leipzig, abgedruckt in: Heinrich Hubert Houben (Hg.): *Damals in Weimar! Erinnerungen und Briefe von und an Johanna Schopenhauer*, Leipzig 1924, S. 240–245, Zitate S. 241/242.

³¹ Vgl. Dresler, S. 25–29 und S. 31–33; zu Therese Hubers Redaktionsarbeit s. außerdem: Andrea Hahn/Bernhard Fischer: »Die frauenzimmerliche Redaktion« und Cottas »Morgenblatt für gebildete Stände«, in: dies. (Bearb.): »Alles...von mir!« Therese Huber (1764–1829) Schriftstellerin und Redakteurin, = *Marbacher Magazin*, Heft 65 (1993), S. 66–84 (mit Faksimiledruck eines Korrektorexemplars als Beilage).

ein Rezensent die »Begründung eines Journals einzig und allein von Frauenzimmern« für etwas in Deutschland ganz »Unerhörtes« halten konnte, das durch seine »Neuheit« frappte.³² Die Herausgeberin fand offenbar ihr Publikum, denn nach zwei Jahren stellte sie das dreimal wöchentlich erscheinende »Unterhaltungsblatt« auf die Vierteljahresschrift *Frauen-Spiegel* um, die dann bis 1841 bestand.³³ Einen erneuten Aufschwung aber nahmen die Frauenzeitschriften weiblicher Herausgeber erst mit der Revolution von 1848/49, als gleich mehrere politisch engagierte Frauen diese Tradition wieder aufgriffen. Sie wollten allerdings ihre Geschlechtsgenossinnen nun nicht mehr über deren vermeintliche häusliche Bestimmung belehren, sondern ihr Interesse auf gesellschaftliche Fragen lenken.³⁴

Nicht zuletzt deshalb, weil englische und französische Frauenjournale den deutschen vorangingen und zum Teil in Deutschland gelesen wurden, ist ein vergleichender Blick auf die Entwicklung der Presse und die Beteiligung von Journalistinnen in diesen Nachbarländern aufschlußreich. In England gab es bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein vergleichsweise breites, politisch interessiertes Lesepublikum und entsprechend früher als in Deutschland ein Zeitschriftenwesen, das sich nicht so sehr aus der Korrespondenz der Gelehrten und ihren Journalen herleitete. Vielmehr verbreiteten die englischen Zeitschriften ähnlich wie die Zeitungen auch aktuelle Nachrichten aus dem In- und Ausland, Sensationsberichte und Klatschgeschichten sowie Listen der lokalen Geburten, Heiraten und Todesfälle. Sie bedienten das Unterhaltungsbedürfnis der Mittelschichten, die mit wachsendem Wohlstand über mehr Diensthilfen und damit über mehr Freizeit verfügten, eine Tendenz, die sich mit der Industrialisierung noch verstärkte. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts entstanden in England daneben die auf Aktualität verzichtenden, über bürgerlichen Alltag rasonierenden moralischen Wochenschriften von Addison, Steele und zahlreichen Nachahmern. Diese Blätter wollten nicht nur die mitunter reichlich derben und freizügigen Umgangsformen der Restaurationszeit kultivieren,

³² Rezension der Frauenzeitung, 1. Jg., in: Mitternachtzeitung für gebildete Leser, 13. Jg. (1838), Nr. 168, S. 1340.

³³ Vgl. Ulrike Weckel: Öffentliches Raisonement über die gesellschaftliche Stellung der Frau: »Frauenzeitung« und »Frauen-Spiegel« 1838–1841, in: Mireille Othenin-Girard/Anna Gossenreiter/Sabine Trautweiler (Hg.): Frauen und Öffentlichkeit. Beiträge der 6. Schweizerischen Historikerinnentagung, Zürich 1991, S. 161–183.

³⁴ Ruth-Esther Geiger/Sigrid Weigel: Die Freiheit ist unteilbar! Die ersten politischen Frauenzeitungen in der Revolution von 1848, in: dies. (Hg.): Sind das noch Damen? Vom gelehrten Frauenzimmer-Journal zum feministischen Journalismus, München 1981, S. 33–50; Ute Gerhard: Über die Anfänge der deutschen Frauenbewegung um 1848. Frauenpresse, Frauenpolitik und Frauenvereine, in: Karin Hausen (Hg.): Frauen suchen ihre Geschichte, München 1983, S. 196–220; dies.: Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Reinbek 1990, S. 42–70; dies./Elisabeth Hannover-Drück/Romina Schmitter (Hg.): »Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen«. Die Frauen-Zeitung von Louise Otto, Frankfurt/M. 1979, bes. die Einleitung, S. 7–30; Ulla Wischermann: »Das Himmelskind, die Freiheit – wir ziehen sie groß zu Haus«. Frauenpublizistik im Vormärz und in der Revolution von 1848, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 2, Frankfurt/M., New York 1996, S. 35–50.

vieren, sondern das Publikum zugleich mit feinem Humor geistreich unterhalten. Sie wandten sich ausdrücklich an beide Geschlechter, machten »the improvement of Ladies«³⁵ zu einem ihrer zentralen Anliegen und ließen mit großer Selbstverständlichkeit auch fiktive weibliche Verfasser auftreten. Bereits in den dreißiger Jahren entwickelte sich in England die Idee und der Begriff des »magazine«, das die individuell, von den alleinigen Verfasser-Herausgebern geprägten Wochenschriften allmählich ablöste und statt dessen ein Sammelsurium unterschiedlichster Texte verschiedener Autoren bot. Deutlich früher als in anderen europäischen Ländern wandten sich englische Zeitschriften gezielt an weibliche Leser.³⁶ Der Buchhändler John Dunton hatte mehrfach Ausgaben seines seit 1690 erscheinenden *Athenian Mercury* dem »schönen Geschlecht« gewidmet und dort fingierte Anfragen von Leserinnen über Liebe, Ehe und gesellschaftliches Betragen beantwortet. Daraus entstand 1693 ein eigenständiger *Ladies' Mercury*, und die Korrespondenz- und Ratgeberkolumne wurde zu einer nahezu festen Einrichtung der in der Folgezeit immer zahlreicheren Frauenzeitschriften.³⁷ Die Blätter wollten alle unterhaltsam sein, wobei es deutliche Unterschiede gab, wie stark die Verfasser das Vergnügliche mit Belehrung und Information verbanden. Äußerst populär wurden sowohl eine Jahresschrift, die ihren Leserinnen überwiegend mathematische Denksportaufgaben und Rätsel aus verschiedensten Wissensgebieten aufgab, als auch ein Blatt, das schauerliche Augenzeugenberichte von Straftaten, Gerichtsverhandlungen und Hinrichtungen einrückte.³⁸ Interessant ist, daß sich in England viele der moralisierenden und unterhaltenden populären Zeitschriften mit ihrem Titel nicht nur ausdrücklich an »ladies«, sondern ebenso an »gentlemen« richteten. Tatsächlich sollte damit wohl fast nie eine geschlechtsexklusive Zielgruppe angesprochen werden, handelten die Blätter doch vorrangig vom geselligen Miteinander, wo die Begegnung der Geschlechter einen besonderen Reiz bedeutete.³⁹

³⁵ The Guardian, 1. Jg. (1713), Nr. 1, zit. n. Bertha Monica Stearns: Early English Periodicals for Ladies (1700–1760), in: Publications of the Modern Language Association of America (PMLA), Bd. 48,1 (1933), S. 38–60, hier S. 42.

³⁶ Kathryn Shevelow sieht mit einer Wortschöpfung von Jonathan Swift das »fair-sexing« des englischen Zeitschriftenmarktes als einen simultanen Prozeß des Einschlusses und der Beschränkung von Frauen auf sogenannte weibliche Belange, eine häusliche »Bestimmung« und ein vermeintlich natürliches Wesen. Kathryn Shevelow: Women and Print Culture. The construction of femininity in the early periodical, London, New York 1989.

³⁷ Cynthia L. White: Women's Magazines 1693–1968, London 1970, S. 23–41; Stearns; Adburgham; Shevelow.

³⁸ Beide Konzepte wurden in Deutschland im 18. Jahrhundert nicht aufgegriffen. Es handelte sich um das *Ladies' Diary*, das der Mathematiklehrer John Tipper bereits 1704 ausdrücklich zur intellektuellen Ermunterung von Frauen herausbrachte und das mit neuen Redakteuren bis 1840 fortgeführt wurde, sowie um das *Lady's Magazine* von Jasper Goodwill, das nach vierjährigem Erscheinen 1753 durch dessen Tod endete. Vgl. Adburgham, S. 45–52 und S. 106/107.

³⁹ »[...] it is often impossible to discover for which sex a periodical was primarily intended without reference to the title, and even the title was frequently misleading.« White, S. 33; vgl. auch Stearns, S. 51/52; Shevelow, S. 33/34, S. 36, S. 50–52 und S. 175.

Am frühen englischen Pressewesen war eine Reihe von Frauen sowohl als Verlegerinnen als auch als Verfasserinnen beteiligt, wobei die ersten Herausgeberinnen sich zunächst keineswegs auf die Unterrichtung ihres eigenen Geschlechts konzentrierten.⁴⁰ Da die Forschung zu den englischen Zeitschriften des 18. Jahrhunderts noch relativ am Anfang steht, sind zahlreiche Pseudonyme bislang nicht entschlüsselt, die Ergebnisse zu weiblichen Redakteuren und Mitarbeitern daher nur vorläufig. 1705 soll eine Buchdruckerwitwe mit Namen Malthus die Zeitschrift *Wandering Spy* herausgebracht haben, die jedoch sogleich wieder einging. Kurz nach den ersten Nummern des prominenten *Tatler* erschien 1709 ein *Female Tatler*, geschrieben von einer fiktiven »Mrs. Crackenthorpe«, hinter der sich die skandalumwitterte Schriftstellerin Mary de la Rivière Manley verbarg. Sie zog das Blatt nicht vorrangig als weibliche Entgegnung auf das namengebende Blatt Steeles, sondern als ein bissiges Satireorgan der Tories auf.⁴¹ Mit ihren Schlüsselerzählungen, in deren fiktivem Personal unschwer Mitglieder des Hofes und des Parlaments mit ihren angeblichen Intrigen wiedererkannt werden konnten, zog sie sich Verleumdungsklagen und eine Verhaftung zu. Dies steigerte einerseits die Auflage, veranlaßte sie aber andererseits, den *Female Tatler* an eine »Society of Modest Ladies« abzugeben. 1711 übertrug ihr Jonathan Swift die Redaktion seines streitbaren satirischen *Examiner*, mit dem sie erneut politisch aneckte. Mary Manley zog sich daraufhin von der politischen Polemik zurück und schrieb in Zukunft sentimentale Liebesgeschichten, mit denen sich dauerhafterer Gewinn erzielen ließ.⁴² Auch auf der Seite der Whigs fand sich gut 25 Jahre später eine politische Publizistin. 1737 brachte die Aristokratin

⁴⁰ Die Buchdruckerinnen und Besitzerinnen von Zeitschriftenunternehmen sowie die zahlreichen Frauen, die bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts als Verlegerinnen und Straßenverkäuferinnen am Vertrieb der politischen Londoner Tagespresse beteiligt waren und deswegen oftmals verhaftet wurden, bleiben hier außer Betracht. Vgl. dazu Margaret Hunt: *Hawkers, Bawlers, and Mercuries: Women and the London Press in the Early Enlightenment*, in: *Women and History* 9 (1984), S. 41–68. Zu den Journalistinnen siehe außer Adburgham den stark heroisierenden und die Frauen für den »Feminismus« vereinnahmenden Aufsatz von Nina Rattner Gelbart: *Frauen als Journalistinnen*, in: Arlette Farge/Natalie Z. Davis (Hg.): *Geschichte der Frauen*, Bd. 3: Frühe Neuzeit (dt. Fassung), Frankfurt/M., New York 1994, S. 441–459.

⁴¹ Steele sympathisierte im Gegensatz zu Mary Manley mit den Whigs. Die beiden waren befreundet, entzweiten sich aber immer wieder über den Parteikämpfen und ließen wiederholt abfällige Bemerkungen oder böse Witze über einander in ihre Schriften einfließen. Inwieweit der *Female Tatler* diese private Fehde zum Hintergrund hatte, wurde in der Forschung bislang nicht erörtert. Gwendolyn Needham, die 1948 die politische Publizistik Manleys untersuchte, war damals noch nicht bekannt, daß man Manley auch den *Female Tatler* zuschrieb. Gwendolyn B. Needham: *Mary de la Rivière Manley, Tory Defender*, in: *The Huntington Library Quarterly* 12 (1948/49), S. 253–288.

⁴² Ihr erster Schlüsselroman, der für großen politischen Wirbel sorgte und ihr den Ruf einer verleumderischen Klatschbase eintrug, hieß *Secret Memoirs and Manners of Several Persons of Quality, of Both Sexes. From the New Atalantis* und erschien 1709. Als sich Mary Manley später harmloser Unterhaltungsliteratur zuwandte, bezeichnete sie politische Parteilichkeit ausdrücklich als ein für Frauen ungeeignetes Geschäft. Needham, S. 288; Adburgham, S. 57–63; Gelbart: *Journalistinnen*, S. 443/444.

Lady Mary Wortley Montagu mit *Nonsense of Commonsense* anonym eine regierungstreue Antwort auf das populäre Oppositionsblatt der Tories *Commonsense* heraus. Anders als Mary Manley bemühte sie sich ausdrücklich um Seriosität und verzichtete bewußt auf politischen Klatsch und persönliche Diffamierungen der Gegner. Von der siebten Nummer an widmete sie sich sogar ausschließlich moralischen Fragen, weil die Politik ein so schmutziges Geschäft sei. Damit öffnete sie das Blatt zugleich für Klagen über vernachlässigte Mädchenbildung und weibliche Ausschweifung.⁴³ Ausdrücklich an den weiblichen Teil des Publikums wandte sich zuerst – nach der oben bereits erwähnten, eventuell von Richard Steele erfundenen Mary Wray mit ihrer später ins Deutsche übersetzten *Ladies' Library* aus dem Jahr 1714 – die wohl bekannteste und umtriebige englische Journalistin des 18. Jahrhunderts, Eliza Haywood. Auch sie hatte vermutlich zunächst »allgemeine« Journale verfaßt; die Wochenschriften *Tea Table* (1724) und *The Parrot* (1728), erschienen unter dem Pseudonym »Mrs. Penelope Prattle«, werden mitunter ihr zugeschrieben.⁴⁴ Und auch sie mischte sich zu Beginn ihrer Publikationstätigkeit mit polemischen Enthüllungsschriften in die hitzigen Debatten der politischen Parteien und zog sich damit giftige Attacken der Tory-Sympathisanten Pope und Swift zu. Als sie sich nach einer langjährigen Pause 1744 mit der Monatsschrift *The Female Spectator* zurückmeldete, war von ihrer früheren politischen Streitbarkeit nichts mehr zu spüren. Sie griff das inzwischen in England schon fast überholte Konzept der moralisierenden Periodika wieder auf und inszenierte sich als eine bekehrte leichtlebige Gesellschaftsdame, die nun die herrschenden Unsitten öffentlich brandmarken wolle. Zu ihrer Unterstützung versammelte sie drei fiktive Assistentinnen um sich, die als hübsche Jungfrau, glückliche Ehefrau und weise Witwe die verschiedenen weiblichen Lebensalter ideal verkörperten, und behauptete, daß »Spione« ihr aus allen großen europäischen Städten Meldungen über Fehlverhalten zutragen. Das Blatt war recht erfolgreich, es bestand 24 Monate, erlebte sieben Neuauflagen und wurde in zahlreiche europäische Sprachen übersetzt.⁴⁵ Im An-

⁴³ Adburgham, S. 86–92. Bekannt wurde Lady Montagu vor allem durch ihre Reisebriefe aus dem Orient und ihr Engagement für eine Pocken-Schutzimpfung. Vgl. Kap. V.2. sowie Claudia Opitz: Kulturvergleich und Geschlechterbeziehungen im Zeitalter der Aufklärung aus weiblicher Sicht: Lady Wortley Montagus *Briefe aus dem Orient*, in: Christiane Eifert/Angelika Epple/Martina Kessel/Marlies Michaelis/Claudia Nowak/Katharina Schicke/Dorothea Weltecke (Hg.): Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel, Frankfurt/M. 1996, S. 156–175; Ingrid Kuczynski: Reisende Frauen des 18. Jahrhunderts: »a nonconformist race«?, in: Feministische Studien 13 (1995), Nr. 1, S. 22–34.

⁴⁴ Adburgham, S. 77/78; Stearns, S. 50/51.

⁴⁵ Zum *Female Spectator* vgl. Eberhard Einhoff: Emanzipatorische Aspekte im Frauenbild von *The Review*, *The Spectator* und *The Female Spectator*, Frankfurt/M., Bern, Cirencester 1980, S. 84–139; Helene Koon: Eliza Haywood and the *Female Spectator*, in: *The Huntington Library Quarterly* 42 (1978/79), S. 43–55; Adburgham, S. 95–104; Shevelov, S. 167–174; White, S. 28; Gelbart: Journalistinnen, S. 445/446. Während Eberhard Einhoff zeigt, daß Eliza Haywood sich zwar vornehmlich an ihr eigenes Geschlecht wandte, hin und wieder jedoch auch ausdrücklich Männer ansprach und immer für gegenseitige Anerkennung und Hochschätzung warb, stilisiert Helene Koon den *Female Spectator* zum Entwurf einer

schluß gab Eliza Haywood vermutlich noch weitere Journale heraus, so erneut eine Wochenschrift *The Parrot* (1746), die *Epistles for the Ladies* (1749/50) und eventuell auch noch kurz vor ihrem Tod das Blatt *Young Lady* (1756). Ansonsten nennt die Forschung für die Jahrhundertmitte noch drei weitere eigenständige Verfasserinnen von Frauenzeitschriften, nämlich Penelope Pry mit dem *Lady's Weekly Magazine* von 1747, (wobei der Name mir nach einem Pseudonym klingt), die Dramatikerin und Romanschriftstellerin Frances Moore, die kurz vor ihrer Heirat 1755/1756 als »Mary Singleton, Spinster« die Wochenschrift *Old Maid* publizierte, sowie schließlich Charlotte Lennox 1760 mit dem monatlich erscheinenden *Lady's Museum*. Das Blatt wollte die Frauenbildung vorantreiben, empfahl aber eine Beschränkung auf gefällige Gegenstände aus Geschichte, Naturkunde und Philosophie, damit den Frauen ihr weiblicher Charme nicht abhanden komme. Charlotte Lennox griff eine damals gerade neue Idee auf und veröffentlichte vor dessen Drucklegung ihren dritten Roman im *Lady's Museum* in Fortsetzungen. Ihr Blatt soll sich vor allem in seiner literarischen Qualität positiv von anderen Frauenzeitschriften abgehoben haben.⁴⁶ Zu dieser Zeit hatten sich auf dem Markt der unterhaltenden Periodika die Magazine bereits gegenüber den moralisierenden Schriften durchgesetzt, belletristische Texte waren ein fester Bestandteil geworden. Daneben spielte Mode allmählich eine größere Rolle, Modekupfer und Handarbeitsmuster wurden zu üblichen Beigaben. Inhaltlich ganz ähnlich komponierte, aber nur noch jährlich erscheinende Taschenbücher machten den Frauenzeitschriften Konkurrenz. Immer mehr Blätter wandten sich jetzt dem Titel nach an beide Geschlechter, zugleich gingen aus der Vielzahl der Frauenzeitschriften einige wenige als äußerst langlebige Erfolgsblätter hervor.⁴⁷ Frauen waren an diesen Zeitschriften zwar noch als Beiträgerinnen beteiligt, sogar in wachsender Zahl, einen selbständigen weiblichen Herausgeber aber hat es im 18. Jahrhundert nach 1760, als in Deutschland die Zeit der Frauenzeitschriften überhaupt erst begann, in England wohl nicht mehr gegeben.⁴⁸

weiblichen Gegenwelt zum männlichen *Spectator*. Eine solche Interpretation verfehlt das Anliegen aller moralischen Wochenschriften, die Sitten ihrer Zeit insgesamt zu verbessern. Einhoff, bes. S. 93/94; Koon, bes. S. 45.

⁴⁶ Adburgham, S. 104/105 (zu Penelope Pry), S. 115–119 (zu Frances Moore und Charlotte Lennox). Die Verfasserin »Caroline A. Stanhope« des *Lady's Magazine* 1759–1763 hält Adburgham hingegen für höchstwahrscheinlich vorgetäuscht, S. 121. Zu Charlotte Lennox und dem *Lady's Museum* vgl. auch Shevelow, S. 151/152 und S. 180–188. Die Herausgeberin der *Old Maid* führt Shevelow unter dem Namen Frances Moore Brooke, S. 151.

⁴⁷ Am bekanntesten wurden im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert *The Lady's Magazine* (seit 1770, der Titel wurde immer wieder für neue Blätter verwendet), *The Lady's Monthly Museum* (seit 1798) und *La Belle Assemblée* (seit 1806), die sich 1832 zum *Lady's Magazine & Museum of Belles Lettres* zusammenschlossen und bis 1847 fortbestanden. Sie verfolgten offenbar alle noch ein relativ bescheidenes Frauenbildungsprogramm, das sie für vereinbar mit den weiblichen Pflichten hielten. Selbst dieser Anspruch ist dann in viktorianischer Zeit aufgegeben worden, wobei Frauen nach 1832 durchaus wieder als selbständige Herausgeberinnen der nun streng auf Fragen der Häuslichkeit beschränkten Frauenmagazine in Erscheinung traten. White, S. 33–41; Adburgham, S. 128–272; Shevelow, S. 186–190.

⁴⁸ *The Lady's Monthly Museum* soll von einer »Society of Ladies« herausgegeben worden

Recht anders verlief die Entwicklung in Frankreich. Hier hat es vor der Revolution von 1789 nur eine einzige Frauenzeitschrift gegeben, das *Journal des dames*, das zwar nicht von einer Frau begründet, aber in seiner langen Erscheinungszeit von 1759 bis 1778 neben sechs männlichen auch von drei weiblichen Redakteuren geleitet wurde.⁴⁹ Außerdem finden sich im Ancien Régime fünf Frauen, die vermutlich selbständig eine »allgemeine« Zeitschrift verfaßten, sowie einige weitere, die Beiträge für Journale schrieben oder Zeitungen verlegten.⁵⁰ Die erste eigenständige Herausgeberin war Anne-Marguerite Dunoyer. Sie übernahm von 1711 bis 1719 die Redaktion der *Quintessence des nouvelles historiques, critiques, politiques, morales et galantes*, einer offenbar recht populären, abenteuerlichen Mischung aus verschiedensten Nachrichten, Sensationsmeldungen und Erfundenem. Sie handelte sich in ihrem Leben etliche Beleidigungsklagen ein, so unter anderem auch mit der Übersetzung des skandallüsternen Schlüsselromans *New Atalantis* ihrer englischen Kollegin Mary de la Rivière Manley.⁵¹ Nur unregelmäßig erschien 1714 und erneut 1722 anonym die Literaturzeitschrift *Les Saisons littéraires*, die vermutlich von Marie Anne Barbier verantwortet wurde. Eine dritte Herausgeberin, die bereits genannte Jeanne-Marie Le Prince de Beaumont, veröffentlichte ihre französischen Journale in London, wo sie als Gouvernante und Autorin von Erziehungsschriften arbeitete.

sein, von der jedoch bis heute keine namentlich bekannt ist. Vielmehr scheint der in späteren Ausgaben auf Leserpost antwortende Herausgeber ein Mann gewesen zu sein (Adburgham, S. 210–217). Leider gibt es bis auf eine pauschale Domestizierungsthese bei Gelbart in der Forschung bisher keinen Erklärungsansatz für dieses Verschwinden selbständiger Frauen aus der englischen Zeitschriftenpublizistik.

⁴⁹ Dresler, S. 50–59; Evelyne Sullerot: *Histoire de la presse féminine en France, des origines à 1848*, Paris 1966; Suzanna van Dijk: *Traces des femmes. Présence féminine dans le journalisme français du XVIIIe siècle*, Amsterdam, Maarsen 1988; Nina Rattner Gelbart: *Feminine and Opposition Journalism in Old Regime France: Le Journal des Dames*, Berkeley, Los Angeles, London 1987; dies.: *The ›Journal des Dames‹ and its Female Editors: Politics, Feminism, and Censorship in the Old Regime Press*, in: Jack R. Censer/ Jeremy D. Popkin (Hg.): *Press and Politics in Pre-Revolutionary France*, Berkeley, Los Angeles 1987, S. 24–74; dies.: *Journalistinnen*. Adolf Dreslers Arbeit von 1936 wird nirgends rezipiert, mehrere Journalistinnen und ihre Presseunternehmungen fallen damit aus der neueren Forschung heraus.

⁵⁰ Die Quellen- und Forschungslage zur französischen Presse im 18. Jahrhundert ist nicht günstig. Von vielen Blättern ist nur ein Prospekt überliefert, ältere Bibliographien können somit schwerlich überprüft und die verantwortlichen Herausgeber in vielen Fällen nicht mehr festgestellt werden. So führen denn Evelyne Sullerot und Suzanna van Dijk in ihren Zeitschriftenlisten mehr Periodika auf, als sie einsehen konnten. Die Beteiligung von Frauen ist vielfach spekulativ, insbesondere läßt sich kaum mehr entscheiden, ob eine Frau nur als Autorin oder wirklich als Herausgeberin wirkte, und in welchen Fällen es sich um eine fiktive Verfasserfigur handelt. Suzanna van Dijk hat für das Ancien Régime 18 an Presseunternehmungen beteiligte Frauen ermittelt, von denen drei Verlegerinnen oder Druckerinnen waren (van Dijk, S. 12/13, sowie die Appendices I–III, S. 292–295). Unberücksichtigt bleiben in ihrer Arbeit die Begründerinnen und Redakteurinnen handgeschriebener Brief-Zeitungen im Kreis der Pariser Salons, von denen Adolf Dresler berichtet (Dresler, S. 50–56).

⁵¹ Gelbart: *Journalistinnen*, S. 447–449.

In der französischen Presseforschung wird ausschließlich ihr *Nouveau magazin français* (1750–1752) erwähnt, nicht aber ihr populäres *Magazin des enfants* (1757) oder ihr auch in Deutschland vertriebenes *Magazin des jeunes dames* (1763/64).⁵² Am meisten Beachtung findet in der Forschung zur französischen Frauenpresse das *Journal des dames*, das, 1759 von einem männlichen Anhänger des Absolutismus als galante Hommage an die Frauen der höheren Stände begründet, 1778 schließlich als ein Oppositionsorgan endete. Dazwischen führten von 1761 bis 1764 und nach einer vorübergehenden Einstellung des Blattes erneut 1774/1775 Frauen das *Journal*.⁵³ Die erste Herausgeberin, Mme de Beaumer, machte bei ihrer Übernahme aus dem harmlosen Unterhaltungsjournal eine ernsthafte, durchaus anspruchsvolle Frauenzeitschrift. Sie trat äußerst selbstbewußt auf und verkündete, den Ruhm ihres eigenen Geschlechts verbreiten zu wollen. Sie forderte eine wissenschaftliche Frauenbildung ohne Pedanterie, kritisierte Einschränkungen und Behinderungen von Frauen durch Männer und formulierte den Gedanken der Rechtsgleichheit. Daneben warb sie für republikanische Freiheiten. Auch Cathérine-Michelle de Maisonneuve, ihre Nachfolgerin, ging von einer Gleichheit der Geschlechter aus, zeigte sich jedoch gemäßigter und diplomatischer. Da das Blatt verdächtigt wurde, mit der Fronde zu sympathisieren, wurde es 1764 verboten. Zehn Jahre später brachte Marie-Emilie de Montanlos das *Journal des dames* erneut auf den Markt. Sie verfügte aus der Zeit ihrer Ehe mit dem deutschen Baron von Prinzen über Verbindungen zu Hofkreisen und widmete das Blatt der Kronprinzessin Marie-Antoinette. In ihren Artikeln lobte sie die Verdienste von Frauen in Wissenschaften und Künsten, propagierte aber zugleich mit Rousseau ein mütterliches Weiblichkeitsideal. 1775 verkaufte sie das *Journal* an Louis Sébastien Mercier, einen Sprecher der Absolutismus-Opposition. Noch zwei weitere Frauen traten im Ancien Régime als Herausgeberinnen hervor, nämlich Charlotte d'Ormy 1778/1779 mit dem *Journal de Monsieur* und Adélaïde Dufresnoy mit der literarischen Zeitschrift *Courier lyrique et amusant*, die von 1785 bis 1789 bestand.

Weniger erforscht als die Beteiligung von Frauen am vorrevolutionären französischen Pressewesen ist ihr Anteil an den Periodika der Revolutionsjahre.⁵⁴ Zunächst

⁵² Patricia A. Clancy: A French Writer and Educator in England: Mme Le Prince de Beaumont, in: *Studies on Voltaire and the Eighteenth Century* 201 (1982), S. 195–208. Zu dem in deutscher Übersetzung verschollenen *Magazin des jeunes dames* und seiner Herausgeberin vgl. Kap. II.3.

⁵³ Der Anteil der Frauen an dieser Politisierung wird in der Forschung höchst unterschiedlich eingeschätzt. Während van Dijk zu dem Schluß kommt, der Redakteur Mercier habe das Blatt für seine politischen Zwecke an sich gerissen, unterstellt Gelbart den Frauen in ihrer heroisierenden Darstellung geradezu eine subversive Strategie: »Sie bewirkten die Veränderung von einem belanglosen Blättchen zu einem ernstzunehmenden Oppositionsorgan. [...] Die Herausgeberinnen repräsentieren mithin eine wichtige Übergangsphase in der Entwicklung des *Journal des Dames*, sie verwandelten es von einem politisch konformistischen *rien délicieux* zu einem Stachel im Fleisch der Regierung und gaben es schließlich in die Hände von Männern mit revolutionären Sympathien.« Gelbart: *Journalistinnen*, S. 449/450.

⁵⁴ Suzanna van Dijks Studie endet hier, und Nina Rattner Gelbart spekuliert vage, daß die

einmal gab es da das *Bulletin* oder *Journal des journaux* einer gewissen Madame de Beaumont, die nicht identisch gewesen sein kann mit der Erziehungsschriftstellerin Jeanne-Marie Le Prince de Beaumont, da diese 1780 verstarb. Bei dem dreimal wöchentlich herauskommenden Periodikum handelte es sich um eine Art Presse-Spiegel, der bereits seit 1780 handgeschrieben existierte und ab Ende 1789 gedruckt erscheinen durfte. Aus verschiedensten Zeitungen und Flugschriften wurden Nachrichten und Kommentare zusammengestellt sowie die Dekrete der Nationalversammlung veröffentlicht, wobei die Redakteure sich ihrem Selbstverständnis nach einer eigenen Meinungsäußerung enthielten. Weil das Blatt im Rahmen dieser angeblich unparteiischen Konfrontation verschiedener Texte nach dem Sturz des Königs noch Stellungnahmen für die Monarchie präsentierte, hält Adolf Dresler es für ein sehr gewagtes Unternehmen.⁵⁵ Die heute noch am ehesten bekannte Zeitschriftenherausgeberin der Revolutionszeit ist Louise Félicité Guynement de Kéralio, später verheiratete Robert, eine begeisterte Anhängerin der Revolution. Ab August 1789 ließ sie ihr Wochenblatt *Journal d'Etat et du Citoyen* erscheinen und stellte es unter das Motto »Vivre libre ou mourir«. 1790 widmete sie es der Bürgermiliz.⁵⁶ Es wurden darin Fragen der Verfassung, des Natur- und Völkerrechts sowie der Nationalökonomie erörtert, zugleich berichtete das Blatt über politische Entwicklungen im Ausland, insbesondere in England und den Vereinigten Staaten von Amerika. Nach 32 Nummern nannte sich das Journal auch *Mercure national*, Titel und Redaktion wurden in der Folgezeit – zum Teil nach der Fusion mit anderen Journalen – noch mehrfach verändert. Ab Juli 1791 erschien Louise Roberts Name nicht mehr unter den verantwortlich zeichnenden Herausgebern.⁵⁷ In Avignon soll die Postdirektorin Mlle Leblanc von Januar 1790 bis August 1792 einen *Courrier d'Avignon* publiziert haben, mit einer mehrmonatigen Unterbrechung, weil der Stadtrat ihr vorübergehend das Besitzrecht absprach. Am 18. August 1792 wurde das Blatt schließlich verboten und öffentlich verbrannt.⁵⁸

Revolution ein »zunehmend unfreundliches Klima für Journalistinnen« mit sich gebracht habe (Gelbart: *Journalistinnen*, S. 157). Lediglich Adolf Dresler und Evelyne Sullerot widmen der Revolutionspublizistik wenige Seiten (Dresler, S. 53–59; Sullerot, S. 59/60).

⁵⁵ Dresler ist der einzige, der (in deutscher Übersetzung) aus Prospekten des *Bulletins* zitiert und offenbar noch verschiedene Ausgaben einsehen konnte. Er geht davon aus, daß Mme de Beaumont viele Mitarbeiter hatte, aber selbst die Hauptarbeit leistete (Dresler, S. 53–56). Evelyne Sullerot war das Blatt nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr zugänglich. Sie erwägt, daß Mme de Beaumont eine fiktive Person gewesen sein könnte (Sullerot, S. 59/60).

⁵⁶ Dresler, S. 56–58; Sullerot, S. 59/60.

⁵⁷ Zu Louise Félicité de Kéralio vgl. Helga Grubitzsch/Dorothea Mey/Ingeborg Singendonk-Heublein (Hg.): *Frauen in der Französischen Revolution* (Katalog), Paderborn 1989, S. 78. Hier heißt es, daß sie die Zeitschrift, zuletzt unter dem Titel *Révolutions de l'Europe*, zusammen mit ihrem Mann bis 1794 herausgegeben habe. Dann hätten die beiden das Blatt wegen Terror und Zensur einstellen müssen.

⁵⁸ Die Zeitschrift trug zuerst den Titel *Journal politique d'Avignon*, über ihren Inhalt und ihre politische Ausrichtung ist nichts näheres bekannt. Erwähnt wird sie lediglich von Dresler, S. 58/59.

Neben dieser »allgemeinpolitischen« Publizistik von Frauen soll in den ersten Revolutionsjahren eine feministische Presse entstanden sein, die dann im Verlauf der Revolution schon bald wieder unterdrückt wurde.⁵⁹ Evelyne Sullerot, die sich bisher als einzige näher mit diesen periodischen Schriften beschäftigt hat, konnte 1966 nur noch wenige Anzeigen und Einzelexemplare auffinden, so daß heute keine einzige Herausgeberin mehr zu identifizieren ist und die Inhalte dieser Frauenzeitschriften weitgehend unbekannt sind. Schon seit 1787 waren in Frankreich Broschüren aufgetaucht, die Forderungen von Frauen nach besserer Bildung, einem Verfügungsrecht über eigenen Besitz und ein Recht auf Scheidung erhoben. Diese Flugschriften wurden in den Jahren 1789/1790 zum Ausgangspunkt für gleich mehrere Zeitschriftengründungen. Angeblich von Frauen verfaßt, erschienen nun mindestens vier Blätter, die die frauenpolitischen Forderungen wiederholten. Eine dieser Zeitschriften, *Le Véritable Ami de la Reine ou Journal des Dames*, vermutlich das Organ eines Frauenclubs, zitierte im Titel die berühmte Vorgängerin aus dem Ancien Régime und grenzte sich in ihrem Programm zugleich entschieden ab: Früher habe man die Damen amüsieren wollen, jetzt lege man den Staatsbürgerinnen dagegen eine patriotische Schrift vor, die sie befähigen werde, freie Männer zu erziehen.⁶⁰ Keine dieser revolutionären Frauenzeitschriften hat lange bestanden, egal welchem politischen Lager sie sich zuordnete. Überhaupt wurden nach dem Verbot der Frauenclubs im Oktober 1793 die Chancen für Frauen, sich publizistisch zu betätigen, erheblich schlechter. Bis zum Ende des Jahrhunderts kam in Frankreich keine neue Frauenzeitschrift heraus, und keine weitere Frau trat mehr als selbständige Herausgeberin an die Öffentlichkeit.⁶¹

Weder in England noch in Frankreich erschienen im 18. Jahrhundert so viele Frauenzeitschriften wie im deutschsprachigen Raum. Zugleich beschränkten sich in diesen Ländern schreibende Frauen aber auch längst nicht so eindeutig auf die mehr oder weniger schöngestige Unterhaltung und Belehrung ihres eigenen Geschlechts. Von den wenigen selbständigen Herausgeberinnen mischten sich etliche in politische Auseinandersetzungen. Dabei zeigt sich dieses Engagement am ehesten in Phasen politischer Aufbruchsstimmung und reger Parteikämpfe, während in der darauffolgenden Reaktion Frauen regelmäßig wieder auf ihre Plätze verwiesen

⁵⁹ Sullerot, S. 47–54; Paule-Marie Duhet: *Les femmes et la Révolution 1789–1794*, Paris 1971, S. 92–96.

⁶⁰ Sullerot, S. 50–52. Die anderen von Sullerot bibliographisch ermittelten Titel lauten: *La Feuille du Soir*, *Les Etrennes Nationales des Dames*, *Les vêtements du Jour* und *Les Annales de l'Éducation du Sexe*.

⁶¹ Zur Verdrängung der Frauen aus der politischen Öffentlichkeit vgl. Landes: *Women and the Public Sphere in the Age of the French Revolution*; Claudia Opitz: »Die vergessenen Töchter der Revolution« – Frauen und Frauenrechte im revolutionären Frankreich 1789–1795, in: Grubitzsch/Cyrus/Haarbusch (Hg.), S. 287–312; dies.: *Der Bürger wird Soldat – und die Bürgerin? Die Revolution, der Krieg und die Stellung der Frauen nach 1789*, in: Schmidt-Linsenhoff (Hg.), S. 38–54; Marieluise Christadler: *Von der Tribüne aufs Schaffot. Frauen und Politik 1789–1795*, in: dies. (Hg.): *Freiheit, Gleichheit, Weiblichkeit. Aufklärung, Revolution und die Frauen in Europa*, Opladen 1990, S. 19–35.

werden. Auch in Deutschland läßt sich dieses Phänomen beobachten, allerdings erst in der Revolution von 1848/49. Sie rief zunächst mehrere Publizistinnen auf den Plan und ging mit einem Gesetz, welches Frauen die verantwortliche Redaktion und Herausgabe von Zeitschriften verbot, zu Ende.⁶² Im 18. Jahrhundert erblickten deutsche Frauen mit publizistischen Ambitionen ihre Aufgabe dagegen vor allem darin, Leserinnen mit ihrer angeblich natürlichen Bestimmung vertraut zu machen. Als Lehrerinnen ihres eigenen Geschlechts fanden sie ihr Publikum und eine durchaus wohlwollende Literaturkritik.

Die deutschen Frauenzeitschriften und die Beteiligung von Frauen am deutschsprachigen Pressewesen des 18. Jahrhunderts sind bibliographisch recht gut erforscht, wurden jedoch bisher nur selten und lediglich an wenigen prominenten Beispielen aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive genauer analysiert. Die Frage nach der Entstehung einer weiblichen Öffentlichkeit wurde dabei entweder gar nicht erst gestellt oder nicht näher konkretisiert. Eine systematische Inhaltsauswertung in Verbindung mit einer Untersuchung von Produktion und Vertrieb sowie einer Rekonstruktion der Leserschaft und der zeitgenössischen Rezeption steht bisher noch aus. Die ältere Literaturwissenschaft konzentrierte sich auf die vermeintlich überzeitlich gültige hohe Kunst der männlichen Schriftstellergrößen und ignorierte die Gebrauchs- und Unterhaltungsliteratur des 18. Jahrhunderts weitgehend. Sie unterschätzte damit die Bedeutung des periodischen Schrifttums für die Aufklärung und die Ausbildung einer literarischen Öffentlichkeit ganz erheblich. Zudem verfiel die Frauenliteratur fast ausnahmslos dem Verdikt, sie sei lediglich seichte Trivalliteratur für ein anspruchloses Publikum ohne künstlerischen und damit auch ohne literaturgeschichtlichen Wert. Symptomatisch für diese Haltung ist die Dissertation von Hugo Lachmanski über die deutschen Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts aus dem Jahr 1900. Zwar würdigte Lachmanski eingangs die Literatur von Männern für Frauen als eine verdienstvolle pädagogische Bemühung, der es zuzuschreiben sei, daß am Ende des Jahrhunderts so viele Frauen selbst literarisch tätig geworden seien. In seinen geringschätzigen, oft sarkastischen Urteilen über einzelne Periodika diente ihm dann aber nicht der Bildungsgehalt, sondern ausschließlich der ästhetische Beitrag zu einer deutschen Nationalliteratur zum Maßstab.⁶³ Mit dem klassischen Ideal autonomer, zweckfreier Kunst verachtete Lachmanski jegliche Didxe und moralische Belehrung und entdeckte literarischen Wert allein in gelungenen poetischen Beiträgen. Die rein literarischen Zeitschriften – am besten noch für ein gemischtes Publikum – fanden vor seinen Augen daher am ehesten Gnade. Im

⁶² Der Paragraph des sächsischen Pressegesetzes, der Frauen Ende 1850 Herausgabe und Redaktion von Presseerzeugnissen verbot, richtete sich gezielt gegen Louise Otto und ihre *Frauen-Zeitung*. Louise Otto stellte ihr Blatt zunächst ein, brachte es dann aber bereits gut einen Monat später für weitere eineinhalb Jahre im liberaleren Thüringen heraus. Vgl. Gerhard: Anfänge, S. 217/218; dies.: Unerhört, S. 64/65; dies./Hannover-Drück/Schmitter (Hg.), S. 24/25; Wischermann, S. 49/50.

⁶³ Lachmanski. Wie in vielen älteren Arbeiten findet sich auch hier die Einschätzung, »die Frauen« seien im 17. Jahrhundert sittlich und geistig verwahrlost gewesen und hätten erst mühsam durch Literatur kultiviert und gebildet werden müssen. Ebd., S. 6/7.

Fall der *Iris* und der *Flora* nahmen ihn allein schon die Namen berühmter Beiträger für die Blätter ein. Weiblicher Autorschaft maß er nach eigenem Bekunden keine große Bedeutung bei, wenn er allerdings Texte von Frauen kommentierte, schlugen seine unterschwelligem Vorurteile nicht selten in offene Häme um.⁶⁴

Mehr Beachtung und eine sachlichere Beurteilung fanden die Frauenzeitschriften dann in der frühen deutschen Presseforschung in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts. In diesem Rahmen entstanden unter anderem drei Dissertationen von Wissenschaftlerinnen, die sich insbesondere für die von Frauen verfaßten Zeitschriften interessierten. Diese Arbeiten sind zwar sprachlich mitunter reichlich blumig und in ihrer Frage nach dem »publizistischen Gestaltungswillen« einer Herausgeberin deutlich überholt, sie sind jedoch inhaltlich nicht dezidiert dem Nationalsozialismus verpflichtet.⁶⁵ Mit Abstand am ergiebigsten und bis heute mit ihrer umfassenden bibliographischen Recherche immer noch Grundlage für weitere Forschungen ist die Arbeit von Edith Krull, die nicht nur alle ihr zugänglichen von Frauen herausgegebenen Zeitschriften gelesen und bearbeitet, sondern auch ca. 150 nicht-gelehrte Journale des 18. Jahrhunderts auf weibliche Mitarbeit hin durchgesehen hat. Auf diese Weise rekonstruiert sie umfangreich publizistische Frauenarbeit und veranschaulicht diese durch zahlreiche Quellenzitate, wohingegen die Interpretation oft recht knapp ausfällt und nicht sonderlich aussagekräftig ist. Etwas schematisch ordnet Krull die verschiedenen Autorinnen und Periodika entweder der Gelehrsamkeit oder der Empfindsamkeit zu, wobei ihre

⁶⁴ Als einzige von einer Frau herausgegebene Frauenzeitschrift bezog Lachmansi die *Pomona* in seine Darstellung ein und bescheinigte ihr banale Mittelmäßigkeit (vgl. Kap. II.2.3). Beiträge von Frauen beurteilte er mit unüberhörbarer Herablassung. Gottscheds »Frauenförderung« hielt er für übertrieben und machte den »Leipziger Damenapostel« implizit für die wachsende, wie er meinte, minderwertige Frauenliteratur verantwortlich (Zitat ebd., S. 16). Die Dissertation von Eliza Ichenhaeuser: *Die Journalistik als Frauenberuf*, Berlin, Leipzig 1905, kann hier unberücksichtigt bleiben, da die Verfasserin erst mit der Frauenbewegungspresse des 19. Jahrhunderts einsetzt und für die Zeit davor lediglich von wenigen »Redaktrizen« zu berichten weiß (S. 4).

⁶⁵ Josefina Trampler-Steiner: *Die Frau als Publizistin und Leserin. Deutsche Zeitschriften von und für Frauen*, Diss. München, Freiburg i.Br. 1938; Krull; Francis Ising: *Entwicklung und Wandlung des Typs der Frauenzeitschrift. Von den Anfängen bis heute*. Mit einer Gesamtbibliographie, Diss. Münster 1943. Die Bibliographie von Ising endet 1930 mit Zeitschriften sowohl der bürgerlichen als auch der sozialistischen Frauenbewegung, die nationalsozialistischen Blätter werden nicht erwähnt. (Hinter dem Namen des Wiener Publizisten Josef von Sonnenfels vermerkte sie kommentarlos: »(Jude)«, S. 38). Auch Trampler-Steiner nennt die Periodika der alten Frauenbewegung ganz sachlich. Bei ihr findet sich eine etwas undurchsichtige Passage, in der sie konstatierte, daß die »Ansprüche der Volksgemeinschaft« sich nun auch auf die Lektüre der Frauen erstreckten. Offenbar in kritischer Absicht fügte sie in Klammern hinzu: »Und ganz nebenbei [...] darf gesagt werden, daß die Werteordnung des Nationalsozialismus sich den Frauen innerhalb der Bücherwelt solange nicht restlos erschließen wird, als diese Bücher Männerbücher sind!« (S. 94). Trampler-Steiner ging von einer klaren angeborenen Geschlechterdifferenz aus und hielt es insofern für kein Unglück, daß Frauen in den politischen Ressorts der nationalsozialistischen Presse nicht vertreten waren (S. 67). Lobend erwähnte sie die nach 1933 fortbestehende Zeitschrift *Die Frau* von Gertrud Bäumer (S. 58).

Sympathien deutlich bei der frühaufklärerischen Verstandesbetonung liegen und sie Empfindsamkeit bereits für einen Niedergang der Aufklärung hält, obwohl – wie sie konstatiert – gerade der Gefühlskult des späteren 18. Jahrhunderts so viele Frauen überhaupt erst ins literarische Geschäft brachte.⁶⁶ Im Gegensatz zur Literaturwissenschaft würdigt sie insbesondere die Sachtexte und verweist immer wieder auf das Selbstbewußtsein von Frauen, sich öffentlich zu exponieren und unter Umständen kritisch zu äußern. Reichlich unsystematisch und oberflächlich bleibt dagegen die Dissertation von Josefine Trampler-Steiner, die ein Jahr vor Krulls Arbeit erschien und den Bogen vom Mittelalter bis zur Gegenwart spannt. Die Ausführungen zu Publizistinnen im 18. Jahrhundert beruhen offensichtlich nicht auf eigener Quellenlektüre, sondern wurden von der Verfasserin aus der Arbeit Lachmanskis und der internationalen Geschichte des Frauenjournalismus ihres akademischen Lehrers Adolf Dresler zusammengestellt.⁶⁷ Auch die Dissertation von Francis Ising aus dem Jahr 1943 dehnt den Untersuchungszeitraum bis in die Gegenwart aus, legt aber einen Schwerpunkt auf das 18. Jahrhundert. Für diese Zeit unterscheidet auch Ising klar zwischen »Rationalismus« und »Irrationalismus«, wobei sie im Gegensatz zu Krull eher der Empfindsamkeit zuneigt, da sie davon ausgeht, daß diese Zeitströmung der »Natur« und dem »Wesen« der Frau in besonderem Maße entsprochen habe. Ihre Arbeit bietet eine verallgemeinernde Inhalts- und Stilanalyse der Frauenzeitschriften, wobei einzelne Blätter kaum charakterisiert werden. Ising begrüßt die selbständige Herausgeberschaft von Frauen seit 1779, da Frauen nun selbst ihre Belange vertreten und die Periodika noch dichter an den weiblichen Wirkungskreis herangeführt hätten. Als Fortschritt gelten ihr sowohl patriotische Aufrufe zu Wohltätigkeit und Mäßigung in den Frauenzeitschriften als auch die Begründung eines Haushaltsfachblatts zum Ende des Jahrhunderts.⁶⁸ Mit dieser relativ großen Zahl von Arbeiten fand der Journalismus von und für Frauen in der älteren Presseforschung eine Beachtung,⁶⁹ die ihm danach in beiden deutschen Nachfolgestaaten zunächst längere Zeit nicht mehr zuteil wurde. In der DDR veröffentlichte allein Lore Mallachow 1951 einen äußerst knappen Überblick über die Geschichte der Frauenzeitschriften, in welchem sie auch die Blätter des 18. Jahrhunderts da-

⁶⁶ Den Gedanken, daß die spätaufklärerische Betonung der Geschlechterdifferenz Frauen zu Expertinnen für Belange ihres eigenen Geschlechts machte, greift Krull nicht auf. Sie sieht zum einen, daß die Empfindsamkeit Frauen gefühlvolle literarische Äußerungen zutraute, und schreibt zum anderen die wachsende Selbständigkeit von Publizistinnen einem Fortbestand des früheren Gelehrsamkeitsideals zu (Krull, bes. S. 293–297.) Als verschollen galten Krull das *Museum für Frauenzimmer* und die *Unterhaltungen in Abendstunden* sowie die *Vermischten Erzählungen und Einfälle* und *Die Frau Zuschauerinn*.

⁶⁷ Dresler. Diese Arbeit, die anhand von wenigen prominenten Namen einen internationalen Überblick anstrebt, war zwei Jahre zuvor erschienen.

⁶⁸ Ising, S. 113 und S. 123–143. Wie Krull hält Ising das *Museum für Frauenzimmer*, die *Unterhaltungen in Abendstunden* und *Die Frau Zuschauerinn* für verschollen.

⁶⁹ Auch im damals einschlägigen Handbuch werden ihm zwei Artikel gewidmet: Annaliese Zander-Mika: »Frau und Presse« und »Frauenzeitschriften«, in: Walther Heide (Hg.): *Handbuch der Zeitungswissenschaft*, Bd. 1.2, Leipzig 1940, Sp. 1160–1169 und Sp. 1169–1177.

nach beurteilte, ob sie ihre Leserinnen Klassenbewußtsein gelehrt hätten.⁷⁰ In der bundesrepublikanischen Presseforschung und Literaturwissenschaft wurden die Frauenzeitschriften zumeist nur am Rande erwähnt und wenig kenntnisreich kommentiert.⁷¹ Obwohl die im 18. Jahrhundert so zahlreichen Periodika für Frauen von Joachim Kirchner inzwischen weitgehend bibliographisch ermittelt waren,⁷² wurden zunächst keine Arbeiten in Angriff genommen, die diesen Quellenbestand näher und unter neuen Fragestellungen analysiert hätten. Anders in Österreich, wo mehrere Dissertationen über die – allerdings sämtlich von Männern herausgegebenen – Wiener Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts entstanden, die jedoch alle

⁷⁰ Obwohl sie nicht die Vorherrschaft der Feudalherren bekämpften, kommen *Die Vernünftigen Tadlerinnen* bei Mallachow noch einigermaßen glimpflich davon, weil der »junge Magister Gottsched« in diesem Blatt immerhin »Kritik am Dämchen des Barock« geübt habe. Von den Frauenzeitschriften weiblicher Herausgeber vor Louise Otto und Clara Zetkin war der Verfasserin nur die *Pomona* »dem Namen nach« bekannt, sie ordnete sie dem 19. Jahrhundert zu und bescheinigte Sophie von La Roche einen »nicht geringen Anteil« an der »fortschrittlichen Entwicklung ihrer Enkelin Bettina Brentano«. Generell hätten Frauenzeitschriften meistens dazu dienen sollen, »die Ablenkungspolitik der herrschenden Kreise von den wirklichen Problemen des Lebens zu unterstützen«. In der DDR würden nur deshalb weiterhin Schriften für Frauen angeboten, weil auch nach dem »Geschenk der Gleichberechtigung« das Bewußtsein der Frauen den Tatsachen noch weit hinterherhinke. Lore Mallachow: Von den »Vernünftigen Tadlerinnen« zur »Frau von heute«, Frauenzeitschriften spiegeln die gesellschaftlichen Wandlungen, in: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel (Leipzig) 118 (1951), Nr. 9, S. 108/109.

⁷¹ In dem lange als grundlegend geltenden, kompilatorischen Werk Joachim Kirchners tauchen Frauenzeitschriften unsystematisch unter den (vom Verfasser ohnehin gegenüber den gelehrten Journalen deutlich geringer geschätzten) Unterhaltungsblättern oder einzelnen Verlagsorten auf, ohne daß dieser Gattung oder dem Phänomen weiblicher Herausgeberschaft auch nur ein kommentierender Satz gewidmet würde. Wilmont Haacke fügte 1961 seinem Buch ein läppisches Kapitel über die Frauenzeitschrift bei, in welchem er reichlich albern und klischeehaft die Entwicklung des Geschlechterverhältnisses skizzierte und einige wenige Journale des 18. Jahrhunderts kurz vorstellte. Margot Lindemanns knappen Ausführungen zu Frauen im Pressewesen und zu Frauenzeitschriften fehlt eine breitere Quellenkenntnis und ein Vergleichsmaßstab. So gelangt sie zu Fehltritten, was etwa gängige Themen und Topoi anbelangt. Als pressegeschichtlich sehr viel brauchbarer erweist sich Jürgen Wilkes Geschichte der literarischen Zeitschriften von 1978, da sie systematisch Fragen nach dem literarischen Markt, den Produzenten und dem Publikum einbezieht. In sein Repertorium, in dem er eine Auswahl von Zeitschriften knapp porträtiert, hat Wilke allerdings nur die *Iris*, die *Akademie der Grazien* und die *Pomona* aufgenommen. Kirchner: Zeitschriftenwesen, Teil 1; Wilmont Haacke: Genesis und Wirkung der Frauenzeitschrift, in: ders.: Die Zeitschrift – Schrift der Zeit, Essen 1961, S. 157–177; Lindemann, S. 126–131 und S. 243–247; Wilke, hier bes. Bd. 2, S. 100/101 und S. 118–128.

⁷² Joachim Kirchner: Die Grundlagen des deutschen Zeitschriftenwesens, mit einer Gesamtbibliographie der deutschen Zeitschriften bis zum Jahre 1790, 2 Bde, Leipzig 1928–1931; ders.: Bibliographie der Zeitschriften des deutschen Sprachgebietes bis 1900, Bd. 1, Stuttgart 1969. Daß regionale bibliographische Recherchen den Nachweis noch weiterer Frauenzeitschriften erbringen können, zeigen die kürzlich erschienenen ersten zwei Bände einer neuen, kommentierten Bibliographie zur Geschichte der deutschsprachigen Presse von Holger Böning und Emmy Moeps.

methodisch recht naiv bleiben.⁷³ Erst die neue Frauenbewegung und die mit ihr entstehende Frauenforschung brach in der Bundesrepublik mit dem verbreiteten Desinteresse gegenüber dieser frühen weiblichen Gebrauchsliteratur. Seit den frühen achtziger Jahren erschienen mehrere Aufsätze und wenige Monographien überwiegend von Literaturwissenschaftlerinnen über die Zeitschriften sowohl für als auch von Frauen. Den Autorinnen ging es zunächst einmal darum, verschüttete Frauengeschichte und weibliche Kulturproduktion sichtbar zu machen. Darüber hinaus waren insbesondere die frühen feministischen Arbeiten davon geleitet, die Frauenfeindlichkeit des herrschenden Weiblichkeitsdiskurses aufzuzeigen, hatte der es doch anscheinend überhaupt erst ermöglicht, Frauen einen gleichberechtigten Zugang zur literarischen und politischen Öffentlichkeit vorzuenthalten und die Erinnerung an die wiederentdeckten Texte so weitgehend zu tilgen. Die Pionierarbeit Sabine Schumanns von 1980 konzentriert sich noch nicht wie fast alle folgenden Studien auf einige wenige bekannte Blätter. Auch untersucht Schumann nicht primär die Frauenzeitschriften weiblicher Herausgeber, sondern stellt 41 Periodika kurz vor und beurteilt sie daraufhin, ob sie emanzipatorisch in Hinblick auf weibliche Selbstbestimmung oder ideologisch zum Zweck einer Durchsetzung des Ideals der Gattin, Hausfrau und Mutter hätten wirken wollen. Die Urteile Schumanns können angesichts der schematischen Fragestellung kaum überzeugen, die Quellenzitate sind zudem oft nicht repräsentativ. Abschließend werden die verschiedenen Blätter recht willkürlich fünf nirgends definierten und sich außerdem nicht ausschließenden Kategorien zugeordnet.⁷⁴ Der Aufsatz verspricht somit heute kaum noch Erkenntnisgewinn, regte aber weitere Arbeiten mit diesen Quellen an.⁷⁵ So konkretisierten

⁷³ Alle drei Arbeiten sind höchst unzureichend in ihrer Quellenkritik, oft werden Weiblichkeitsideal oder Weiberschelte naiv mit sozialer Realität gleichgesetzt. Auch die jüngste Dissertation bildet hier keine Ausnahme. Eva-Maria Linnert kritisiert die Wiener Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts unhistorisch auf der Grundlage schlichtester soziologisch-vulgärpsychologischer Patriarchatskritik. (Hertha Kehle: *Die Frauenzeitschrift. Ihre Anfänge und ihre Entwicklung in Österreich*, Diss. Wien 1952; Franz Mixa: *Die ersten Wiener Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts als Zeitdokumente*, Diss. Wien 1969; Eva-Maria Linnert: *Idealbild und Realität der bürgerlichen Frau in den Wiener Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts*, Diss. Wien 1981.) Unberücksichtigt bleibt hier die Dissertation von Sabine Welke, da diese sich mit Verlegerinnen und Leserinnen der Tagespublizistik im 17. Jahrhundert beschäftigt. Sabine Welke: *Die Frau und die Anfänge des deutschen Zeitungswesens. Eine Studie zur Geschichte der Publizistik des 17. Jahrhunderts*, Diss. Wien 1971.

⁷⁴ Schumann unterscheidet zwischen »traditionelle[n] Zeitschriften mit aufklärerischen Tendenzen, erbaulich unterhaltend«, einer »anti-aufklärerische[n] bis frauenfeindliche[n] Haltung«, einem »reaktionäre[n] Grundton«, Zeitschriften, die »literarisch oder literarisch-historisch belehrend« und solchen, die »unterhaltend, belehrend« seien. Schumann, S. 164.

⁷⁵ Sabine Kröber verfolgt in ihrer Magisterarbeit einen ähnlichen typologischen Ansatz. Sie hat sich viele der 22 von ihr ausgewählten Zeitschriften näher angesehen als Schumann, gibt mehr Zusatzinformationen und charakterisiert jedes Blatt erheblich ausführlicher. Sabine Kröber: *Die deutschen Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts. Bilanz und Forschungsperspektiven*, unveröffentl. Magisterarbeit, Mannheim 1991. Ich danke Sabine Kröber für Überlassung eines Exemplars.

Mitte der achtziger Jahre Pia Schmid und Helga Madland in ihren Fallstudien zu ausgewählten Frauenzeitschriften und Damentaschenbüchern die ideologiekritische Analyse des Frauen beschränkenden Weiblichkeitsideals.⁷⁶ Bereits 1981 erschien ein Reader, der ausgewählte, von Frauen verfaßte und selbstverantwortlich publizierte Frauenzeitschriften von ihrer Entstehung bis zur Gegenwart vorstellt und in Auszügen dokumentiert. Ruth-Esther Geiger und Sigrid Weigel befragen die Blätter daraufhin, inwieweit sie sich von vorgegebenen männlichen Weiblichkeitsentwürfen befreien und eine unabhängige Frauenöffentlichkeit schufen.⁷⁷ Angesichts des erklärten Einverständnisses der Herausgeberinnen mit einer »natürlichen weiblichen Bestimmung« erscheinen ihre Zeitschriften – zumal in der Perspektive einer Vorgeschichte zur organisierten Frauenbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts – als reichlich bescheiden und wenig eigenständig. Die US-amerikanische Literaturwissenschaftlerin Ruth P. Dawson betrachtet die Zeitschriften von Ernestine Hofmann, Charlotte Hezel, Sophie von La Roche und Marianne Ehrmann etwas genauer und kommt zu dem Ergebnis, daß diese nur auf den ersten Blick ausschließlich für ein häusliches Leben von Frauen plädierten. Daneben transportierten sie durch abweichende Stellungnahmen und Wissensvermittlung, durch das öffentliche Auftreten der Verfasserinnen und schließlich die Ermunterung der Leserinnen zur Mitarbeit andere, heimliche Botschaften (»covert messages«). Aufgrund der konstatierten Vielschichtigkeit ordnet Dawson die Frauenzeitschriften weiblicher Herausgeber nicht pauschal einem Prozeß der Domestizierung und Selbstbeschränkung zu, sondern sieht in ihnen vielmehr Möglichkeiten für Frauen, ihrerseits an die Öffentlichkeit zu treten, mit anderen Frauen zu kommunizieren und damit unter Umständen Geld zu verdienen.⁷⁸ Auch Helga Brandes sieht in der Herausgabe eigener

⁷⁶ Pia Schmid sieht in der wortreichen Propagierung weiblicher »Natur« ein Indiz dafür, daß die historische Realität noch keineswegs der angestrebten Norm entsprach. Sie arbeitet die Verlustseite der bürgerlichen Weiblichkeitsdefinition für Frauen heraus und konfrontiert sie mit der Frage nach möglichen Gewinnen, die Frauen bewogen haben könnten, sich diese für sie doch so nachteilige Definition trotzdem zu eigen zu machen. Madland dagegen begreift die Frauenzeitschriften männlicher Herausgeber als Manipulationsinstrumente, mit deren Hilfe Frauen hätten domestiziert und auf die Rolle als Hausfrau und Lustobjekt des Mannes im Patriarchat eingeschworen werden sollen. Neben diesem groben verschwörungstheoretischen Raster krankt ihr Aufsatz an geringer Quellenkenntnis, einem mangelnden Verständnis für Parodie, abenteuerlichen ahistorischen Vergleichen sowie mehreren sachlichen Fehlern. Schmid: Hausfrau, Gattin, Mutter; Madland: Three Women's Journals. Zu den stereotypen Frauenbildern in der Revolutionsrezeption der politischen Presse in Deutschland vgl. außerdem Helga Brandes: »Über die Revolutionssucht deutscher Weiber«. Frauenbilder in der deutschen Publizistik um 1800, in: dies. (Hg.): »Der Menschheit Hälfte blieb noch ohne Recht«. Frauen und die Französische Revolution, Wiesbaden 1991, S. 146–163.

⁷⁷ Geiger/Weigel (Hg.), zum Bewertungsmaßstab S. 7/8. Erwähnt werden von den hier analysierten Zeitschriften lediglich *Für Hamburgs Töchter*, die *Pomona* und *Amaliens Erholungstunden*.

⁷⁸ In ihrer Verschiedenartigkeit hätten sie den Diskurs über Weiblichkeit vielstimmiger gemacht: »Their magazines did not advocate fundamental reforms in women's situation but were based instead on the current ideology that women had a special destiny, its definition varying somewhat from one writer to another. From Hofmann and Hezel to La

Frauenjournale einen wichtigen Fortschritt in der »weiblichen Professionalisierung«.⁷⁹ Anders als Schumann, Geiger und Weigel mißt sie die Zeitschriften nicht an Forderungen der späteren Frauenbewegung, sondern am Frauenbildungsideal der Frühaufklärung, wie es zuvor die Moralischen Wochenschriften propagiert hatten. In der »Spezialisierung auf Frauenthemen« erblickt sie demgegenüber einen »Verlust an ›Welt‹-Vermittlung«.⁸⁰ Dabei zwingt Brandes die zwei exemplarisch behandelten Blätter *Pomona* und *Amaliens Erholungsstunden* etwas gewaltsam in ein Entwicklungsmodell, demzufolge sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts das Weiblichkeitsideal und mit ihm die Handlungsspielräume für Frauen verengten. Ihrer Ansicht nach spiegelt die *Pomona* mit ihrem selbstbewußten Bildungsanspruch noch ein Stadium des Übergangs, während sich bei Marianne Ehrmann schon viel deutlicher Tendenzen zur Ideologisierung und Rechtfertigung des eigenen Tuns zeigten. Die Herausgeberin habe sich genötigt gesehen, zu listigen Schreibstrategien zu greifen.⁸¹ Auch die Germanistin Ulrike Böhmel Fichera, die sich bislang am ausführlichsten mit den Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts beschäftigt hat, geht von einer allmählichen Beschränkung des Aktionsradius' von Frauen aus. In der Debatte über die Ordnung der Geschlechter habe sich aus der anfänglichen Vielstimmigkeit immer stärker der Konsens über die angeblich natürliche Bestimmung der Frau herausgebildet. Einer solchen hätten die Herausgeberinnen zwar selbst alle nicht entsprochen, keine von ihnen habe jedoch öffentlich Widerspruch angemeldet. Der Legitimationsdruck auf sie habe kontinuierlich zugenommen.⁸²

Roche and Ehrmann, the overt message of conventional submission mixed with the covert model of modern self-assertion. The women editors helped extend the role of literature as a way a woman could earn a living.« Ruth P. Dawson: *Women Communicating: Eighteenth-Century German Journals Edited by Women*, in: *Archives et Bibliothèques de Belgique* 54 (1983), S. 95–111, Zitat S. 111; eine Kurzfassung dieses Aufsatzes erschien unter dem gleichen Titel in: *Studies on Voltaire and the Eighteenth Century* 216 (1983), S. 239–241.

⁷⁹ Helga Brandes: *Das Frauenzimmer-Journal: Zur Herausbildung einer journalistischen Gattung im 18. Jahrhundert*, in: Brinker-Gabler (Hg.) Bd. 1, S. 452–468, hier S. 453 (vgl. auch die Kurzfassung: dies.: *Das Frauenzimmer-Journal. 18. Jahrhundert*, in: Andrea van Dülmen (Hg.): *Frauen. Ein historisches Lesebuch*, München 1988, S. 240–243).

⁸⁰ Ebd., S. 458.

⁸¹ Mehrere kleinere Unstimmigkeiten deuten darauf hin, daß Brandes die Zeitschriften nur in Auszügen gelesen hat. Zu ihrer Einschätzung der einzelnen Zeitschriften ließen sich Gegenbelege anführen. Vgl. Kap. II.2.3 und II.2.6.

⁸² Ähnlich wie Ruth Dawson ist auch Ulrike Böhmel Fichera bemüht, die verschiedenen Akzente und Widersprüche in den Zeitschriften von Frauen nicht einzuebnen, sondern für ihre Interpretation zu nutzen. In ihrer Monographie bearbeitet sie *Für Hamburgs Töchter*, das *Wochenblatt für's Schöne Geschlecht*, die *Pomona* und *Amaliens Erholungsstunden*. In ihren Aufsätzen zieht sie zum Vergleich die *Iris* und das *Magazin für Frauenzimmer* als Blätter männlicher Herausgeber heran. Ulrike Böhmel Fichera: *Kein Werk des Zufalls. Frauen als Herausgeberinnen von literarischen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert*, Neapel 1990; dies.: »Es ist ein schön Gelese«. *Literarische Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert*, in: Eijirō Iwasaki (Hg.): *Begegnung mit dem »Fremden«*. Grenzen-Traditionen-Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten Kongresses, Bd. 10, München 1991, S. 212–221; dies.: *Das Frauenzimmer und die Mannsperson. Politik in literarischen*

Die These einer weiblichen Verlustgeschichte im 18. Jahrhundert⁸³ steht in deutlichem Gegensatz zu älteren fortschrittsgeschichtlichen Ansätzen und wurde 1990 noch einmal ausdrücklich von der US-Amerikanerin Sharon Marie DiFino kritisiert. Sie wählt für ihre Untersuchung die *Vernünftigen Tadelinnen* Gottscheds (1725/26), die *Iris* Jacobis (1774–1776) und schließlich die *Pomona* (1783/84), um so – recht schlicht – ihre Gegenthese eines linearen Fortschritts im 18. Jahrhundert von fiktiver weiblicher Verfasserschaft über Beiträge von Frauen bis hin zu eigenständiger Herausgabe zu belegen.⁸⁴

Alle bisherigen Arbeiten konzentrieren sich auf Inhaltsanalysen ausgewählter Zeitschriften, dagegen finden sich über die Zusammenarbeit der Herausgeberinnen mit Beiträgerinnen und Beiträgern sowie Verlegern, über das Publikum und die zeitgenössische Literaturkritik wenn überhaupt nur wenige Mutmaßungen. Die Rückschlüsse vom vorgetragenen Diskurs auf Veränderungen in der sozialen Praxis der Geschlechterverhältnisse, die in den Untersuchungen oft gezogen werden, bleiben damit einigermaßen spekulativ und werden methodisch selten reflektiert. Die wenigsten Forscherinnen arbeiten die Ambivalenzen und Widersprüche in den Frauenzeitschriften heraus, ohne sie sogleich zu erklären – und damit nicht selten auch moralisch zu bewerten: Das weitgehende Einverständnis der publizierenden Frauen mit der Zuweisung einer häuslichen Einflußsphäre wird entweder äußerem Druck und sozialer Kontrolle zugeschrieben, als Opportunismus gewertet oder aber als subversive Strategie interpretiert. Ich gehe in dieser Studie nicht davon aus, daß Frauen in ihren Zeitschriften einen (womöglich autonomen) Gegendiskurs zum herrschenden Weiblichkeitsdiskurs führten oder hätten führen sollen. Vielmehr frage ich danach, wie Frauen am Diskurs mitschrieben, wie sie ihn wahrnahmen und deuteten, welche Akzente sie setzten oder wie sie ihn vielleicht sogar uminterpretierten und für ihre eigenen Interessen funktionalisierten.⁸⁵ Damit wird die klare Gegenüberstellung einer männlichen Ideologie einerseits und einer weiblichen –

Frauenzeitschriften des ausgehenden 18. Jahrhunderts, in: Brandes (Hg.): »Der Menschheit Hälfte«, S. 133–145.

⁸³ Alle genannten Vertreterinnen dieser These verweisen auf die Studie von Silvia Bovenschen und betrachten Rousseaus Weiblichkeitsideal als entscheidende Zäsur.

⁸⁴ Nicht nur durch die Rede von »der deutschen Frau des 18. Jahrhunderts« im Singular, die scheinbar all die verschiedenen Etappen selbst durchlief, wirkt die Arbeit naiv. Der gewollt optimistische Blick prägt die Ergebnisse deutlich vor und verhindert eine differenzierte Quelleninterpretation. Daß mehrere Feministinnen zu pessimistischeren Einschätzungen gelangten, führt die Autorin zum einen auf Unterdrückung historischer weiblicher Erfolge durch »das Patriarchat« zurück, zum anderen auf die Konditionierung von Frauen, den Wert weiblicher Arbeit zu unterschätzen und eher eigene Schwächen als Stärken hervorzukehren (DiFino, S. 3–16). Das Frauenjournal-Kapitel in der Dissertation von Lydia Schieth wird in diesem Forschungsüberblick nicht berücksichtigt, weil es allzu konfus und ahnungslos ist. Schieth, S. 106–113.

⁸⁵ Eine kurze Zusammenfassung bietet mein Aufsatz: Lehrerinnen des weiblichen Geschlechts. Die ersten Herausgeberinnen von Frauenzeitschriften und ihr Publikum, in: Kleinau/Opitz (Hg.), Bd. 1, S. 428–439.

ohnmächtigen oder widerständigen – Reaktion andererseits fallengelassen zugunsten eines kritischen Blicks auf einen komplexen Kommunikationsprozeß.

2.1 Ernestine Hofmann: *Für Hamburgs Töchter*, 1779

Die erste Frau, die in Deutschland selbständig eine Frauenzeitschrift herausgab, nannte ihren Namen nicht und verleugnete darüber hinaus ihre Geschlechtszugehörigkeit. Als Ernestine Johanna Hofmann Anfang des Jahres 1779 in Hamburg die Wochenschrift *Für Hamburgs Töchter* schrieb und anonym veröffentlichte,⁸⁶ griff sie die Tradition der fiktiven Verfasserfiguren aus den Moralischen Wochenschriften auf und kehrte den erprobten Geschlechterwechsel um: Hatten dort männliche Autoren weibliche Verfasser erfunden, um diese vertraut mit den Leserinnen plaudern, das ebenfalls fiktive männliche Personal kritisieren oder vermeintliche weibliche Schwächen vorführen zu lassen, so inszenierte sich nun hier eine junge Autorin als alter, tugendstrenger und etwas humorloser, jedoch den Frauen wohlgesonnener Greis. Wann dieses Rollenspiel zuerst durchschaut wurde, läßt sich nicht mehr feststellen. Bereits in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts verzeichneten biographische Lexika Ernestine Hofmann als Herausgeberin der Wochenschrift und bescheinigten ihr, eine »Frau von vielen Kenntnissen und richtigem Gefühle des Schönen und Anständigen« gewesen zu sein.⁸⁷ Nur wenig läßt sich heute noch zu ihrer Biographie rekonstruieren: Ernestine Johanna Reincke wurde 1752 oder 1753 in Hamburg geboren. Ihr Vater war der Gastwirt Heinrich Ernst Reincke, er starb schon wenige Jahre nach ihrer Geburt. Über ihre Mutter ist nichts bekannt. Höchstwahrscheinlich wurde Ernestine protestantisch erzogen. Noch nicht 20jährig verheiratete sie sich 1771 mit dem 15 Jahre älteren Hamburger Advokaten und Notar Valentin Friedrich Hofmann, der sich später anläßlich eines spektakulären Gattenmords mit einer Erörterung über den Sinn erfolgter Geständnisse hervortat.⁸⁸ Ne-

⁸⁶ *Für Hamburgs Töchter*, Hamburg (in der Heroldschen Buchhandlung) 1779 [im folgenden: FHT].

⁸⁷ Die wenigen zeitgenössischen Rezensionen, die gefunden werden konnten, gingen noch von einem männlichen Verfasser aus (vgl. Kap. IV.4.). Erschs Anonymen-Lexikon von 1788 registrierte die Hamburger Wochenschrift nicht. Die älteste Zuschreibung, aus der auch das zitierte Urteil über die Publizistin stammt, findet sich in einem 1795 erschienenen biographischen Lexikon, dessen Titel eigentlich keine Fundgrube für Frauengeschichte erwarten läßt: Des Herrn Abts Ladvoat historisches Hand= Wörterbuch worinnen von den Patriarchen, Kaysern, Königen, Fürsten, grossen Feldherrn, heydnischen Gottheiten und andern Helden des Alterthums, Päbsten, Kirchenvätern, Bischöffen und Kardinälen, Gelehrten aller Wissenschaften, ihren Schriften, und deren besten Ausgaben, Mahlern, Bildhauern und andern Künstlern, auch übrigen Personen beyderley Geschlechts hinreichende und zuverlässige Nachricht ertheilet wird, 8 Bde, hier Bd. 8, Ulm 1795, S. 73. 1797 findet sich der gleiche Text in: Friedrich Carl Gottlob Hirsching: *Historisch-literarisches Handbuch*, Bd. 3, S. 197 (lt. DBA 555. 220). Auch im Lexikon von Meusel wurde 1806 Ernestine Hofmann als Herausgeberin genannt. Johann Georg Meusel: *Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller*, 15 Bde, Leipzig 1802–1806, hier Bd. 6 (1806), S. 26.

⁸⁸ Vgl. Franklin Kopitzsch: *Grundzüge einer Sozialgeschichte der Aufklärung in Hamburg und Altona*, 2. Aufl. Hamburg 1990, S. 692–694. Die Schrift des Ehemanns trug den Titel

ben der Wochenschrift, die Ernestine Hofmann im Alter von 25 oder 26 Jahren herausgab und die den älteren Lexika zufolge mit Beifall aufgenommen wurde, schrieb sie verschiedene Texte in Prosa wie in Versen. Zu einem Teil sollen diese auch gedruckt worden sein, aufzufinden ist davon heute allerdings nichts mehr. Ihre Beiträge in der Zeitschrift *Für Hamburgs Töchter* legen nahe, daß sie über gute Fremdsprachenkenntnisse und eine recht breite Lektüre verfügte.⁸⁹ Ernestine Hofmann starb im Alter von 37 Jahren 1789 in Hamburg.

Die junge Zeitschriftenbegründerin hielt sich sehr wohl für kompetent, ihre Geschlechtsgenossinnen über weibliche Pflichten zu belehren, sie auf Fehler und Schwächen hinzuweisen sowie zu Demut, Tugend und Häuslichkeit anzuhalten. Sie schlüpfte zu diesem Zweck aber in die Rolle eines lebenserfahrenen Witwers, veränderte in der Fiktion also sowohl ihr Geschlecht als auch ihr Alter und ihren Familienstand und verlieh sich auf diese Weise Autorität. Sie verzichtete in ihrer öffentlichen Präsentation auf den Erfahrungsvorsprung, den sie durch ihre Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht gegenüber männlichen Herausgebern von Frauenzeitschriften hätte geltend machen können, und entwarf ihre Verfasserfigur statt dessen als einen Frauenfreund und Frauenkenner. Schon früh habe er sich zur Schönheit, Sanftmut und Empfindsamkeit der Frauen stärker hingezogen gefühlt als zu seinem eigenen Geschlecht, ließ sie ihn bekennen, auch habe er Frauen immer sehr genau beobachtet und ihren Charakter bis in seine »feinsten Schattierungen« ausgeforscht.⁹⁰ In seiner verstorbenen Gattin habe er das Ideal einer zärtlichen Ehefrau und Mutter kennen und lieben gelernt, zahlreiche Freundinnen eröffneten ihm überdies immer noch vertrauensvoll Einblick in ihre Gefühlswelt. Mit dieser intimen Kenntnis eines Mannes vom weiblichen Herzen sowie seinem bei aller Wohlgesonnenheit unbestechlichen Urteil rechtfertigte Ernestine Hofmann vor der Öffentlichkeit das Erscheinen einer weiteren Frauenzeitschrift:

Ein Wochenblatt itzt in unserm Zeitalter, da wir an allen Dingen mehr wie Überfluß haben, und da wir besonders mit aller der Art Schriften, die zu diesem Fache gehören und die Verbesserung oder die Unterhaltung des schönen Geschlechts zur Absicht haben, – ich möchte sagen, – fast überschwemmt sind; denn welche Mengen von Frauenzimmer-Briefen, Frauenzimmer-Bibliotheken, Frauenzimmer-Zeitvertreiben und wie das alles von Frauenzimmer heißen mag, nebst allen Arten der Erziehungs-Schriften sind nicht seit dem vorigen Jahrhundert zum Vorschein gekommen; und doch hoffe ich, daß diese Blätter durch alle diese Schriften, so vortreflich sie auch zum Theil in ihrer Art seyn mögen, nicht überflüßig gemacht werden.⁹¹

Ist das eigene Geständniß eines Delinquenten zu seiner Hinrichtung nach der carolinischen peinlichen Halsgerichtsordnung und nach unsern Statuten durchaus erforderlich? Bei Gelegenheit der Sache der berühmten Mannsmörderin Wächtlern zu beantworten versucht, und mit einer kurzen Darstellung derselben begleitet und erschien 1788 in Hamburg. Eine zweite Auflage »mit dem Geständnis der Gattenmörderin« folgte bereits ein Jahr darauf.

⁸⁹ Sie zitierte Corneille im Original, nahm also an, daß auch ihre Leserinnen des Französischen mächtig waren, und übersetzte mehrere Texte aus dem Englischen sowie ein Gedicht aus dem Italienischen.

⁹⁰ [Ohne Titel], in: FHT, 1. Stück, S. 3–13, Zitat S. 12.

⁹¹ Ebd., S. 11/12.

Wie ein Vergleich mit den Rechtfertigungen der späteren Herausgeberinnen zeigen wird, unterschied sich der Legitimationsdruck, unter dem ein (vermeintlich) männlicher Verfasser stand, deutlich von dem, welchem eine publizierende Frau ausgesetzt war. Er mußte sein Publikum und vor allem die Literaturkritiker, die die so rasch anwachsende Zahl von Neuerscheinungen mit zunehmender Skepsis begutachteten, davon überzeugen, daß er nicht bloß zum eigenen ökonomischen Gewinn ein Plagiat auf den literarischen Markt brachte. Ansonsten waren seinem Recht auf Autorschaft und Belehrung des Publikums keine Grenzen gesetzt. Hätte sich Ernestine Hofmann als Frau – noch dazu als eine junge, literarisch unerfahrene Frau – zu erkennen gegeben, wäre die Frage der Originalität wohl weniger ins Gewicht gefallen, auch hätte sie sich angesichts des breiten Angebots an Schriften für Frauen auf die Erstmaligkeit weiblicher Verfasserschaft berufen können. Dafür aber hätte sie weibliche Zurückhaltung demonstrieren und beteuern müssen, daß sie über gelegentlicher Schriftstellerei ihre Hausarbeit keineswegs vernachlässige. In der Maske des älteren Frauenkenners dagegen mußte sie keinerlei Ambitionslosigkeit oder Schüchternheit vortäuschen und konnte sich getrost über ihr weibliches Publikum erheben:

Nun hätt' ich zwar hier eine recht hübsche Gelegenheit, Euch viele schöne Sachen zu sagen – von Euren Fähigkeiten – Verstandskräften – angebohrnen Seelen-Schönheiten, und von *dem wenigen Unterrichte nur*, den Ihr, in Absicht Eurer Pflichten, wegen aller dieser schönen Sachen bedürft. Auch hätt' ich Gelegenheit, eine treffliche schriftstellerische Bescheidenheit zu zeigen, indem ich mich stellte, als wenn ich fürchtete, *hiez*u nur wenig beitragen zu können; dies würde sich aber alles für mich alten kalten Mann übel schicken. Ich will Euch lieber nach meiner gewohnten Aufrichtigkeit versichern, [...] daß ich denke [...], daß Ihr lieben Weiberlein alle, jung und alt, wohl recht ein bisgen von mir alten Mann lernen könnt [...].⁹²

In patriarchaler Pose konstatierte der vorgebliche Verfasser eine scheinbar geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen sich und dem weiblichen Publikum – »Ich nemlich muß schreiben, und ihr müßt's lesen« – und bat, es nachsichtig seinem Alter zuzuschreiben, wenn er bisweilen etwas »sauertöpfisch« scheine oder zu streng urteile. Auch wolle er sich nicht lange mit »Geziere von Complimenten« abgeben.⁹³ Der vorgetäuschte Altersvorsprung ermöglichte es der 26jährigen Ernestine Hofmann zudem, die Leserinnen als ihre »lieben guten unschuldigen Kinder« anzusprechen, die sie vielleicht nicht mit allzu vielen bitteren Wahrheiten aus der »großen Welt« quälen solle,⁹⁴ oder aber die Haltung des weisen Alten einzunehmen, der den Jungen wehmütig von vergangenen natürlicheren Zeiten zu berichten wußte.⁹⁵ Zugleich erlaubte die Fiktion eines betagten männlichen Verfassers ihr einen umständlichen altmodischen Stil, der so gar nicht dem zeitgenössischen Ideal »natürlichen« weiblichen Schreibens entsprach. Der Verfasser räumte ein, selbst

⁹² [Ohne Titel], in: FHT, 2. Stück, S. 17–24, hier S. 18/19.

⁹³ Ebd., S. 20, S. 21 und S. 23.

⁹⁴ Über weibliche Güte, in: FHT, 8. Stück, S. 113–118, hier S. 118.

⁹⁵ [Ohne Titel], in: FHT, 9. Stück, S. 129–134.

kein Poet zu sein, und ermunterte deshalb die Leserinnen, seine eigenen ernsthaften, gesetzten Beiträge durch die Einsendung dilettierender poetischer Stückchen zu ergänzen, die Frauen nun einmal von Natur aus leichter und besser gelängen. Seine freundliche Aufforderung zu gelegentlicher Mitarbeit an der Zeitschrift verband der Verfasser mit einer bösen Attacke auf gelehrte Frauen, denen er kurzerhand ihre Weiblichkeit absprach:

Sollten auch einige unter *Euch* Lust haben, mir kleine Versgen zur Bekanntmachung zuzusenden, – welches ich denn, im Vertrauen gesagt, gerne sehen werde – so können diese mir ihre kleine Arbeiten zu Einrückung in diese Blätter, wenn sie anders die Probe halten, durch meinen Verleger mittheilen; denn so sehr ich die gelehrten Weiber, wo nicht hasse – doch – ich kann kein Wort dafür finden – kurz, doch nicht liebe und es nicht übers Herz bringen kann, sie eigentlich zu *Eurem* Geschlechte zu rechnen, sondern sie immer als eine Art Zwitter betrachte, so sehr liebe ich hingegen jedes seltne Mädchen (denn selten sind sie nur), die mit *wahren* – versteht mich *wohl* – mit *wahren* dichtrischen Gefühl fürs Schöne und Gute geboren, den holden Musen (wenns auch nur ganz heimlich wäre) im Gefolge der Grazien huldigt [...].⁹⁶

Tatsächlich erschienen später in der Wochenschrift einige Gedichte und moralische Betrachtungen, die angeblich von Frauen eingesandt worden waren.⁹⁷

Für Hamburgs Töchter erschien von Anfang Januar bis zum Ende des Jahres 1779 wöchentlich jeden Donnerstag,⁹⁸ die Stücke umfaßten jeweils 16 Seiten in Oktav, was einem Bogen entsprach, und kosteten einzeln zwei Schillinge, im Quartal eine Mark und acht Schillinge. Abonnentinnen bekamen die Wochenschrift per Post zugestellt, Hamburgerinnen erhielten die einzelnen Stücke auch in der Heroldschen Buchhandlung am Dom, die den Verlag des Blattes übernommen hatte. 13 Stücke wurden jeweils zu einem Quartalsbändchen zusammengefaßt und auch gebunden vertrieben.

⁹⁶ [Ohne Titel], in: FHT, 1. Stück, S. 3–13, hier S. 8/9.

⁹⁷ Zur Frage, ob es sich wirklich um Zusendungen von Leserinnen handelte oder Ernestine Hofmann damit in weitere Rollen schlüpfte, vgl. Kap. III.1.3.

⁹⁸ Kirchner gibt genau wie Diesch für die Wochenschrift das Erscheinungsjahr 1768 an und erwähnt einen »späteren Abdruck« aus dem Jahr 1779 (Kirchner: Bibliographie, Bd. 1, Nr. 612; Carl Diesch: Bibliographie der Germanistischen Zeitschriften, Leipzig 1927, S. 348, Nr. 772a). Den Fehler übernahmen beide offenbar aus Karl Jacobys *Verzeichnis der in Hamburg im achtzehnten Jahrhundert erschienenen Zeitschriften*, das nach dessen eigenen Angaben auf »unbedingte Vollständigkeit und Genauigkeit keinen Anspruch« machte (Karl Jacoby: Die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, Hamburg 1888, darin das genannte Verzeichnis S. 41–48, Zitat S. 41). Bücherlexika aus dem 19. Jahrhundert hielten die vier Quartalsbände für Jahresbände und gaben einen Erscheinungszeitraum von 1779 bis 1783 an. Das von mir eingesehene Exemplar der Zeitschrift druckt auf dem Titelblatt des ersten Quartalsbandes die Jahreszahl 1779 aus, und auch Ankündigungen und Rezensionen in der zeitgenössischen Presse belegen eindeutig, daß *Für Hamburgs Töchter* 1779 genau ein Jahr lang herauskam. Nichts weist auf einen Nachdruck einer bereits früher erschienenen Zeitschrift hin, im Gegenteil widerspricht auch eine Erwähnung der *Iris* (1774–1776) im Blatt einer früheren Erstaussgabe.

In der Wochenschrift wechselten literarische Beiträge mit rasonierenden Artikeln ab, längere moralische Erzählungen wurden in etliche Fortsetzungen aufgeteilt, und auch Betrachtungen waren oft als Serien konzipiert, zogen sich also ebenfalls durch mehrere Stücke. Zwei solcher Beiträge füllten in der Regel die Nummer einer Woche, auf der letzten Seite wurden hin und wieder Gedichte oder Aphorismen eingerückt. Oft standen die Texte miteinander in Zusammenhang, Erzählungen illustrierten zuvor erläuterte moralische Grundsätze, und umgekehrt wurden aus dem Schicksal literarischer Figuren allgemeine Lehren abgeleitet. In Konzeption und Aufmachung ähnelte das Blatt noch stark den Moralischen Wochenschriften, inhaltlich wies es keinerlei Bezug zu Hamburg auf.

Das Bildungsprogramm dieser Frauenzeitschrift war äußerst begrenzt. Es beschränkte sich auf moralische Belehrung, Kenntnisse wurden kaum vermittelt, eine Horzonterweiterung war nicht vorgesehen. Der Verfasser wünschte sich seine Leserinnen als empfindsame Mädchen, anpassungsfähige Gattinnen und selbstlose Mütter, in jeder Phase ihres Lebens sollten sie auf die Perfektionierung ihrer weiblichen Tugend bedacht sein. Für ihre Bestimmung zu Ehe und Mutterschaft bedürfe die Frau keiner systematischen Bildung, bei der Lektüre solle sie eine vernünftige Wahl treffen. Da die häuslichen Pflichten viel Geduld und Opferbereitschaft erforderten, das Leben überhaupt einigen Verdruß mit sich bringe, sollten Frauen in erster Linie zu religiösen und moralischen Schriften greifen. Eine solche Lektüre werde sie Gottvertrauen und Gelassenheit lehren, derer sie bedürften, um trotz Mühsal und Kümernissen Glückseligkeit zu erlangen. Unterhaltende, ihre Phantasie anregende Werke der Schönen Literatur müßten Frauen keineswegs ganz aus ihrer Bibliothek verbannen, doch dürften diese, lediglich das Diesseits betreffenden Schriften immer nur den zweiten Platz hinter der erbaulichen Lektüre einnehmen.⁹⁹ Abschließend suchten die Lektüre-Empfehlungen die Leserinnen mit einem solch schmalen Bildungsangebot durch den Hinweis zu versöhnen, daß Frauen ohnehin auf ihre Kenntnisse niemals stolz sein, diese keineswegs zur Schau stellen oder womöglich über intellektueller Beschäftigung ihre fromme Ergebenheit verlieren dürften:

Auch muß sich die Eitelkeit eines jungen Frauenzimmers eine genaue Bekanntschaft mit Schönheiten [der Literatur] nicht zu ihrem Verdienst rechnen, und muß, wenn sie weise ist und zugleich gefallen will, nie auf *Vielwissen* irgend einer Art mit einer gewissen lauten, in dem Munde eines Frauenzimmers unerträglichen Zuversichtlichkeit Anspruch machen, sondern den vereinigten Grazien und Musen ein holdes, weibliches Verbergen sowohl ihrer Geistes- als Körperschönheiten abborgen und dann auch, um dabey in dem Innersten ihres Herzen einen wahrhaftigen Grund der Gott und den Menschen gefallenden Tugend, bescheidener Demuth, zu erhalten, sich zugleich fleißig erinnern, daß *geringe Klugheit mit Gottesfurcht unendlich besser ist wie große Klugheit mit Gottesverachtung*.¹⁰⁰

⁹⁹ Etwas über die Wahl des Lesens, in: FHT, 42. Stück, S. 651–659. Zur nützlichen belletristischen Literatur zählte Ernestine Hofmann Richardsons *Clarissa*, Rousseaus *Nouvelle Héloïse*, die Gedichte Thomsons sowie die Werke Zachariaes und Geßners. Im voranstehenden Feenmärchen wurde die Verbrennung eines frivolen Liebesromans in Szene gesetzt, der die Heldin fast um ihre Tugend gebracht hätte. Dara und Orphiyr (Beschluß), in: FHT, 40. Stück, S. 627–633.

¹⁰⁰ Ebd., S. 658/659.

Statt die Leserinnen zu eigenen Bildungsanstrengungen zu ermutigen, belehrte das Blatt über häusliche Kindererziehung. In einer neunteiligen Artikelserie zog ein männlicher Einsender gegen die neuen philanthropischen Ideen spielerischen Lernens zu Felde und propagierte, insbesondere Mädchen in Hinblick auf ihr zukünftiges Los an körperliche Arbeit zu gewöhnen sowie gegen Kummer und Schmerzen abzuhärten.¹⁰¹

Für Hamburgs Töchter predigte offensiv das Christentum in seiner protestantischen Variante. Der Glaube galt dem Blatt als einzig wirksames, Frauen besonders gemäßes Hilfsmittel gegen das so weit verbreitete Unglück in übereilt geschlossenen oder erkalteten Ehen. Die Religion biete nicht nur den Trost einer himmlischen Belohnung nach dem Tod, sondern weise den Frauen auch schon im Leben einen Weg, indem sie sie an ihre »Pflichten der Treue, der Vertragsamkeit, der Liebe, der Sanftmuth« gemahne und ihnen abverlange, daß sie ihre Neigungen und Begierden verleugneten, wann immer diese mit der Zufriedenheit eines anderen Menschen in Konflikt gerieten.¹⁰² Weibliche Religiosität sei mithin eine viel sicherere Garantie für eine glückliche Ehe als die »mächtige Zauberey der Liebe«.¹⁰³

Der vorgetragene Tugend-Diskurs zeichnete sich durch ein besonders rigides Weiblichkeitsideal sowie eine unverhüllte Doppelmoral aus. Die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorherrschende Konstruktion weiblicher Tugend nahm innerhalb der aufklärerischen Moral eine Sonderstellung ein. Eine Frau mußte nicht nur tugendhaft sein, sondern auch tugendhaft scheinen. Anders als der aufgeklärte Mann, der nur seinem Gewissen verantwortlich war und sich über gesellschaftliche Vorurteile hinwegsetzen sollte, mußte die Frau in ihrem und dem Interesse ihrer Familie beständig auf einen tadellosen Ruf bedacht sein. Dabei galt die weibliche Tugend als permanent bedroht. Allenthalben lockten angeblich Verführungen, lauerten Gefahren, insbesondere für junge, naive und empfindsame Frauen.¹⁰⁴ In der Hamburger Wochenschrift wurde sehr drastisch geschildert, wie schnell ein guter Name ruiniert sein könne. Ein unstandesgemäß kostbares Kleid, ein »zu freyer Putz, ein unrecht angebrachtes Lachen oder Lächeln, ein unbesonne-

¹⁰¹ Beschluß des Eingeschickten über die Erziehung der Kinder, in: FHT, 32. Stück, S. 493–506. Zur Suche des Verfassers nach einem männlichen Autor für eine Erörterung der zeitgenössischen Pädagogik vgl. Kap. III.1.3. Genauer zum Inhalt der Artikelserie vgl. Kap. V.1.

¹⁰² Fortsetzung des Fragments über die Ehe, in: FHT, 4. Stück, S. 49–62, Zitat S. 62.

¹⁰³ Ebd., S. 55.

¹⁰⁴ Ein Beispiel: »wenn es für ein Weib wünschenswerth ist, blühend und jung zu seyn, [so kann] man doch nicht läugnen [...], daß es nicht noch weit wünschenswerther für sie seyn sollte, ohne merklich erlittenen Schaden beydes zu seyn aufgehört zu haben. [...] Dies Zeitalter hat für Euch so viele Gefahren, so viele in und äussere nahe Anlässe zum Verderben, daß eine jede Ursache hat, triumphierend zurückzusehen, wenn sie [...] dies ungestüme Meer ohne erlittenen Schifbruch durchfahren und itzt in einem ruhigern Haven den nahen Gefahren anderer, durch Erfahrungen weise, mitleidig zusehen kann.« Etwas über die Vortheile des reifern Alters, in: FHT, 12. Stück, S. 185–190, hier S. 187/188. Ähnlich: Ein Brief einer sterbenden Mutter an ihre hinterlassene Tochter, in: FHT, 35. Stück, S. 541–556.

nes Wort oder eine einzige Gesellschaft oder ein einziger Spaziergang, eine nur zur unrechten Zeit ein bisgen ausgelassene Frölichkeit«, all das und manches andere reiche schon aus, Zweifel an der Sittenstrenge einer Frau zu wecken. Wenn der erste Verdacht sich dann durch erneute Regelverstöße erhärte, sei »alles verlohren«:

Ist wohl ein Gedanke in der Natur, meine Theuersten!, der geschickter wäre, euch anzuspor- nen, jeden Schritt, den ihr im Leben, besonders im öffentlichen Leben thut, wo die vielzün- gigte Verläumdung am schärfsten sieht [...], mit der weisesten Vorsicht zu überlegen, als eben dieser? daß nemlich die Ehre und Ruhe und ein großer Theil der Glückseligkeit eurer Eltern, *Männer* und Kinder auch hierinn euren Händen anvertrauet ist, und daß alle ihre ei- gene Rechtschaffenheit und Tugenden sie nicht vor jener schimpflichen Erniedrigung zu schützen im Stande sind, die durch eure Unbesonnenheiten über sie kommen kann.¹⁰⁵

Der unbescholtene Ruf der Tochter und Ehefrau wurde hier zum symbolischen Ka- pital der Familien-Ehre, ihrer Sittlichkeit und Keuschheit schrieb man geradezu ma- gische Fähigkeiten zu. Die weibliche Scham flöße den Männern Respekt ein und heiße sie ihre Triebe zügeln, die Gegenwart einer tugendhaften Frau unterbinde Freizügigkeiten, Zoten, ja selbst »unreine Gedanke[n]«. ¹⁰⁶ Gelang es der durch diese Konstruktion zur Sittenrichterin avancierten Frau indes nicht, Zudringlichkei- ten zu verhindern, oder zeigte sie sich gar »entgegen kommend in der Liebe«, so la- stete man ihr, und nicht etwa den ungezügelten Männern, den diagnostizierten Sit- tenverfall an.¹⁰⁷

Kulturkritische Klagen über zunehmende Freizügigkeit im Umgang der Ge- schlechter, über die angeblich grassierende Modesucht und einen verschwenderi- schen Konsum von Luxusgütern durchzogen die Zeitschrift *Für Hamburgs Töchter* wie viele andere Blätter dieser Jahrzehnte auch.¹⁰⁸ Die Hamburger Wochenschrift zeigte sich hierin allerdings besonders konservativ:¹⁰⁹ Jede gesellschaftliche Verän- derung wurde mit Argwohn registriert, der zeitgenössische Geschmack allgemein der Oberflächlichkeit bezichtigt. Groß war das Mißtrauen gegenüber der Empfind- samkeit. Da diese verlangte, die eigenen Gefühle zur Schau zu stellen, um sich so den Ruf eines sensiblen, mitleidigen und der Freundschaft fähigen Menschen zu er- werben, sahen sich schon die Zeitgenossen vor das Problem gestellt, echte »Fühl-

¹⁰⁵ [Ohne Titel], in: FHT, 16. Stück, S. 239–247, hier S. 241/242, voranstehende Zitate S. 243/ 244. Daß beschädigte weibliche Ehre irreparabel sei, betonte auch ein Aphorismus: »Ein Wanderer, wenn er seinen Weg verliert, kann ungestraft wieder zurücke kehren, unreine Flüsse werden wieder rein, und tiefe Wunden können wieder geheilet werden; aber Frauenzimmer kennen keine Erlösung; Wunden der Ehre schließen sich niemals wieder zu.« Hingeworfne Gedanken, in: FHT, 15. Stück, S. 238.

¹⁰⁶ [Ohne Titel], in: FHT, 16. Stück, S. 239–247, hier S. 246.

¹⁰⁷ Über die weibliche Schamhaftigkeit, in: FHT, 2. Stück, S. 24–30, Zitat S. 27.

¹⁰⁸ Vgl. Kap. V.1.3.

¹⁰⁹ In einer Abhandlung über Sprache und Orthographie inszenierte sich der Verfasser ausdrücklich als Konservativer. Gegen die »neuern Herrn Sprachlehrer«, ihre Recht- schreibreformen und »neugeschaffnen Worte« gewandt, behauptete er, »kein Freund von Neuerung« zu sein. Auch teile er nicht die Ansicht, derzufolge Frauen schön, jedoch nicht unbedingt fehlerfrei schreiben sollten. Etwas über die deutsche Sprache und deren Recht- schreibung, in: FHT, 46. Stück, S. 715–721, Zitate S. 717.

barkeit« von »Affectation« zu unterscheiden.¹¹⁰ Der Verfasser behauptete, insbesondere in der »großen Welt«, also in Hof- und Adelskreisen, viel Verstellung und Heuchelei miterlebt zu haben. Frauen, die sich in Gesellschaft sanft und zuvorkommend verhielten, die im Trauerspiel weinten oder bei öffentlichen Sammlungen ihre Mildtätigkeit demonstrierten, hätten sich oft »im Cirkel des häuslichen Lebens« als kalt und herzlos gegenüber ihren Kindern, ihrem Gatten oder ihren Dienstboten erwiesen.¹¹¹ Die adelskritische Wendung dieser geläufigen kulturpessimistischen Topoi war bei dieser Frauenzeitschrift deutlicher also bei den nachfolgenden Blättern weiblicher Herausgeber. Der Verfasser gab sich betont bieder-bürgerlich, ermahnte immer wieder zu Fleiß, Sparsamkeit und Frömmigkeit und kokettierte geradezu damit, daß vornehme Leserinnen dies vermutlich lächerlich finden würden.¹¹² Die Kritik an »der großen Welt« fiel mitunter recht scharf aus, dem Adel wurde nicht nur Luxus und Ausschweifung vorgeworfen, sondern generell Unwahrhaftigkeit und Egoismus unterstellt. Vereinzelt erwuchs aus einer Moralpredigt Gesellschaftskritik. So stellte etwa ein fiktives Gespräch zwischen einem reichen und einem armen Bauernkind einen Zusammenhang zwischen der repräsentativen Gastlichkeit der städtischen Oberschichten und der Armut der Unterschichten her.¹¹³ Aus sol-

¹¹⁰ Ein Brief der Lady L*** an die Lady O*** über Ziererey und gezwungenes Wesen, in: FHT, 41. Stück, S. 635–644, Zitate S. 639. Zur Empfindsamkeit vgl. Gerhard Sauder: *Empfindsamkeit*, Bd. 1: Voraussetzungen und Elemente, Stuttgart 1974; Renate Krüger: *Das Zeitalter der Empfindsamkeit. Kunst und Kultur des späten 18. Jahrhunderts in Deutschland*, Wien, München 1972; Lothar Pikulik: *Leistungsethik contra Gefühlskult. Über das Verhältnis von Bürgerlichkeit und Empfindsamkeit in Deutschland*, Göttingen 1984; zur Rezeption der Empfindsamkeit im Hamburger Bürgertum vgl. Percy Ernst Schramm: *Die Hamburgerin im Zeitalter der Empfindsamkeit*, in: *Zeitschrift für Hamburgische Geschichte* 41 (1951), S. 233–267.

¹¹¹ Über die weibliche Güte, in: FHT, 8. Stück, S. 113–118, Zitat S. 116. Ernestine Hofmann griff hier Joachim Heinrich Campe's Formulierung auf und sprach wie dieser (wie »ein gewisser neuerer Schriftsteller«) kritisch von »Empfindeley«. Ebd., S. 113. Vgl. Joachim Heinrich Campe: *Ueber Empfindsamkeit und Empfindeley in pädagogischer Hinsicht*, 1779, abgedruckt in: Gerhard Sauder: *Empfindsamkeit*, Bd. 3: Quellen und Dokumente, Stuttgart 1980, S. 3–14. Über einem solchen Empfindeley-Vorwurf entspann sich fünf Jahre später in der *Pomona* eine Kontroverse zwischen der Herausgeberin Sophie von La Roche und einem männlichen Leserbriefschreiber, vgl. Kap. IV.3.2.

¹¹² Ob Ernestine Hofmann wirklich auf adlige Leserinnen spekulierte oder solche Seitenhiebe lediglich Rhetorik waren, läßt sich nicht entscheiden. Als der Verfasser gerade wieder einmal verlangt hatte, sich auch bei den kleinsten Verrichtungen in Gottesfurcht und Tugend zu üben, fügte er zum Beispiel folgende Bemerkung ein: »(ihr mögt dieß nun, wenn ihr Weiber nach der großen Welt seyd, so schwärmerisch, wie ihr wollt, finden, es bleibt nichts destoweniger bey aller seinen Einfalt höchst wahr)«. Über die Kunst, gut Hauszuhalten, in: FHT, 40. Stück, S. 619–627, hier S. 621.

¹¹³ Das arme Kind hat gehört, daß die Reichen in der Stadt zu Weihnachten Festessen servierten, von deren Unkosten man leicht zahlreiche arme Familien ernähren könne: »Und wie sie da denn oft noch gar nicht mal recht von essen, sondern es nur bloß zum Staat haben, unterdessen daß eine ganze Menge anderer Leute, die [...] in Gängen oder auf Sälen wohnen, wenn sie auch noch so fleißig arbeiten, nicht satt Brodt im Fest haben können.« Gespräch zwischen zween Bauernkindern, in: FHT, 51. Stück, S. 801–807, hier S. 804.

chen und ähnlichen Passagen sprach ein klares Bewußtsein davon, daß die Mehrheit der Bevölkerung über weniger Wohlstand, Bildung, Zeit und Muße verfügte als die Angehörigen der eigenen Schicht.¹¹⁴

Der Handlungsraum, den Ernestine Hofmann den Leserinnen in ihrer Zeitschrift anwies, war ausgesprochen überschaubar und eindeutig begrenzt. Ohne die Arbeit je konkret zu benennen oder entsprechende Anleitungen zu geben, ließ sie keinen Zweifel aufkommen, daß der Platz einer tugendhaften Frau im Haus sei.¹¹⁵ Die Sorge für den Ehemann und die Kinder sowie die Aufsicht über das Hauswesen verlange alle ihre Aufmerksamkeit, hieß es immer wieder. Jegliche außerhäusliche Aktivität von Frauen wurde sogleich als leichtfertige Vergnügungssucht denunziert. Gemischtgeschlechtliche Geselligkeit galt als Bedrohung für ein harmonisches Ehe- und Familienleben, ihre für die höheren Stände zentrale vergesellschaftende Funktion wurde damit geleugnet.¹¹⁶ Da die Wochenschrift niemals intellektuelle, künstlerische, wirtschaftliche oder soziale Aktivitäten von Frauen thematisierte, auch keine berühmten, außergewöhnlichen Frauen aus Vergangenheit oder Gegenwart vorstellte, schien keine Alternative zur möglichst umsichtigen Erfüllung der Dreifachbestimmung einer Gattin, Hausfrau und Mütter denkbar. Diese rigide Festlegung der Frauen auf eine abgeschlossene Häuslichkeit war nur möglich, weil die Verfasserin ihre Geschlechtszugehörigkeit leugnete und sich als Mann ausgab. Ihr eigenes öffentliches Auftreten hätte das in der Zeitschrift vertretene Modell einer klaren geschlechtsspezifischen Raumaufteilung Lügen gestraft. Dabei kann lediglich spekuliert werden, ob Ernestine Hofmann ihrer männlichen Verfasserfigur alle ihre Überzeugungen und Ansichten verlieh oder ob sich womöglich durch die Fiktion eines grämlichen tugendstrengen Greises neben dem umständlichen Stil auch bestimmte Topoi männlicher Argumentation in ihr Schreiben einschlichen, die sie ohne Maskierung nicht geäußert hätte.

In der Forschungsliteratur spielt *Für Hamburgs Töchter* keine große Rolle. Wenn die Wochenschrift überhaupt Erwähnung findet, dann wird regelmäßig die wenig

¹¹⁴ »Aber wie stehts dann mit der größern Hälfte des menschlichen Geschlechts, mit allen denjenigen, die weniger glücklich oder weniger begütert gezwungen sind, einen großen Theil ihrer Zeit, ihrer Kräfte und ihrer Fähigkeiten den Bemühungen und Sorgen um ihren und ihrer Kinder Unterhalt oder anderweitigen *Arbeiten* und *Pflichten* aufzuopfern? Menschen, die oft nicht die am mindesten Edlen im Staate sind und die oft mit wärmerer Vater- und Mutterliebe wie manche Große in ihren Kindern der menschlichen Gesellschaft weise und nützliche Mitglieder zu erziehen wünschen. Ein Wunsch, der um desto eher Unterstützung verdient, weil eben aus *dieser Classe* der Gesellschaft die nothwendigste und gesündeste Pflanzschule für den künftigen Staat gezogen werden muß.« Träume von Erziehung in dieser an Erziehungsvorschlägen so fruchtbaren Zeit, in: FHT, 15. Stück, S. 223–228, hier S. 224/225.

¹¹⁵ Ausführlicher hierzu Kap. V.1.

¹¹⁶ Ausführlicher hierzu Kap. V.2.

bildungsfreundliche Haltung konstatiert.¹¹⁷ Ruth Dawson sieht hierin einen wesentlichen Unterschied zu den Moralischen Wochenschriften, an die das Blatt ansonsten anknüpfte.¹¹⁸ Über die Motive Ernestine Hofmanns, einen fiktiven männlichen Verfasser zu wählen, wird zwar spekuliert,¹¹⁹ die Konsequenzen dieser Entscheidung geraten allerdings lediglich in der Arbeit von Ulrike Böhmel Fichera in den Blick. Die Fiktion habe der jungen Herausgeberin nicht nur eine »explizite Lehrerhaltung« und »bürokratisch-steife und oft unnötig komplizierte Sprache« ermöglicht, vielmehr habe »der männliche Blick« auch erlaubt, das Publikum unbeirrt durch die eigene öffentliche Wirksamkeit als eine Ansammlung von häuslichen Frauen zu denken.¹²⁰

2.2 Charlotte Hezel: *Wochenblatt für's Schöne Geschlecht*, 1779

Vier Monate nachdem das erste Stück der Frauenzeitschrift *Für Hamburgs Töchter* herausgekommen war, erschien Anfang Mai 1779 im thüringischen Ilmenau das *Wochenblatt für's Schöne Geschlecht*.¹²¹ Die Verfasserin gab sich als Frau zu erkennen, kommentierte jedoch die Novität einer eingestandenen weiblichen Herausgeberschaft in keiner Weise und nannte ihren Namen nicht. Allerdings legte sie im Blatt eine deutliche Spur, so daß es nicht verwundert, daß biographische Lexika

¹¹⁷ Krull, S. 193–200; Böhmel Fichera: Werk, S. 45–58; Kröber, S. 79. Unzutreffend ist es hingegen, Ernestine Hofmann wegen ihrer Ablehnung weiblicher Gelehrsamkeit als Empfindsame zu charakterisieren. Diese Haltung war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter den Gebildeten beiderlei Geschlechts ausgesprochen verbreitet und erlaubt insofern keine Zuordnung zu einer bestimmten Strömung der Spätaufklärung. Vgl. Ulrike Weckel: Der Fieberfrost des Freiherrn. Zur Polemik gegen weibliche Gelehrsamkeit und ihren Folgen für die Geselligkeit der Geschlechter, in: Kleinau/Opitz (Hg.), Bd. 1, S. 360–372.

¹¹⁸ Dawson: Women (Voltaire), S. 240. Unerklärlicherweise setzt Dawson in ihrem längeren Aufsatz die Anweisungen zur Kindererziehung in der Wochenschrift mit Bemühungen um Frauenbildung gleich und behauptet, das Blatt habe den Akzent auf Unterricht gelegt. Dawson: Women (Belgiques), S. 96.

¹¹⁹ Edith Krull nimmt an, daß Ernestine Hofmann vor der »Kühnheit, der Öffentlichkeit ein Blatt weiblicher Urheberschaft vorzustellen«, noch zurückgeschreckt sei. Vielleicht habe sie auch geglaubt, »unter männlichem Namen größere Wirkungsmöglichkeiten zu erzielen.« (Krull, S. 194). Ruth Dawson weist darauf hin, daß anonyme Veröffentlichungen mit einem Hinweis auf das Geschlecht des Autors im 18. Jahrhundert durchaus gängig gewesen seien, aber nur sehr wenige Frauen männliche Autorschaft vorgetäuscht hätten: »Hofmann was evidently not comfortable in her role as a female editor and thought her sex would not be an asset with her audience.« Dawson: Women (Belgiques), S. 96.

¹²⁰ Böhmel Fichera: Werk, S. 46/47.

¹²¹ *Wochenblatt für's Schöne Geschlecht*, Ilmenau (Keyser in Erfurt) 1779, Reprint hg. v. Hans Henning, Hanau/Main 1967 (Lizenzausgabe der Ausgabe Leipzig 1967) [im folgenden: WfSG].

schon bald darauf den Namen der Verfasserin verzeichneten:¹²² Es handelte sich um Charlotte Henriette Hezel, geborene Schwabe. Sie stammte aus einem protestantischen Pfarrhaus¹²³ und war bei Gründung ihrer Zeitschrift 24 Jahre alt. So wie ihr Vater seine drei Söhne unbedingt hatte studieren sehen wollen, war er auch mit großer Selbstverständlichkeit davon ausgegangen, daß seine einzige Tochter eines Tages die Gattin eines Gelehrten würde.¹²⁴ Ob sie am häuslichen Unterricht teilnahm, den er den älteren Brüdern erteilte, ist nicht überliefert. Jedenfalls legten die Eltern ihrem Interesse an sowohl belletristischer als auch wissenschaftlicher Literatur offenbar keinerlei Hindernisse in den Weg.¹²⁵ Charlotte Hezel schrieb später in einem Brief, ihr »bischen Wissen« habe sie »sonderlich« ihrem »mittelsten Bruder [...] zu verdanken«.¹²⁶ Einige Monate bevor sie ihr Wochenblatt auf den literarischen

¹²² [Johann Samuel Ersch:] Verzeichnis aller anonymischen Schriften, Lemgo 1788, S.167; Verzeichniß einiger jetztlebenden deutschen Schriftstellerinnen und ihrer Schriften, in: Journal von und für Deutschland [im Folgenden: JvFD], 5. Jg. (1788), 2. Stück, S.138–142, hier S.139; [Samuel Baur:] Deutschlands Schriftstellerinnen. Eine charakteristische Skizze, Ulm 1790, Reprint hg. v. Uta Sadji, Stuttgart 1990, S.39/40; Georg Christoph Hamburger/Johann Georg Meusel: Das Gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller, 5. Aufl., Bd.3 (1797), S.321; ebenso die Bücherlexika des frühen 19. Jahrhunderts. In ihrer Zeitschrift lieferte die Herausgeberin mehrere Hinweise auf ihre Identität, die von Neugierigen leicht entschlüsselt werden konnten, wie überhaupt das Spiel mit Initialen und Pseudonymen bei Veröffentlichungen im 18. Jahrhundert vielfach durchsichtig war. Die Nachrichten an ihr Publikum unterschrieb sie mit »Verfasserinn des Wochenblatts zu Ilmenau«, als Bestelladresse gab sie neben den Postämtern »Herrn Hofrath Hezel zu Ilmenau« an, ein Gedicht, das jedoch nicht als Beitrag der Herausgeberin kenntlich gemacht war, unterzeichnete sie mit »Hezel, geb. Schwabe« (Antwort, in: WfSG, 3. Stück, S.17) und schließlich die Antwort auf einen Leserinnenbrief mit »Ch.H.H** g. S**« (Antwort auf vorstehenden Brief, in: WfSG, 46. Stück, S.363–368).

¹²³ Ihr Vater Johann Wilhelm Schwabe war Diakon und Adjunkt der Superintendentur in Ilmenau, also wohl Kirchenpfleger und Hilfsprediger oder zweiter Pfarrer im dortigen Kirchenkreis. Über ihre Mutter Dorothea Elisabeth, geb. Crusius ist weiter nichts bekannt.

¹²⁴ In einem autobiographischen Artikel kommentierte einer der Brüder, Ernst Schwabe, seinen Entschluß, Medizin zu studieren, folgendermaßen: »Ich hätte aber auch nach dem Wunsche meines Vaters nicht besser wählen können, denn schon längst hatte er in seinem Herzen genährt, mit seinen Söhnen die drey ersten und mit der Tochter, oder vielmehr deren künftigen Manne, wie er sich ausdrückte, die vier Fakultäten besetzen zu können.« (abgedruckt in: Friedrich Wilhelm Strieder: Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, Bd.14 (1804), S.91–110, zit. nach DBA, 1157, 17–37, hier 19). Der Wunsch des Vaters ging in Erfüllung: Der älteste Sohn, Friedrich Wilhelm, studierte Theologie und wurde Pastor, der zweite, Heinrich Elias Gottlob, wurde Jurist, der dritte also Mediziner, und der Schwiegersohn (s.u.) betrieb sprachwissenschaftliche und bibelkundliche Studien.

¹²⁵ So Carl Wilhelm von Schindel: Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts, 3 Bde, Leipzig 1823–1825, Reprint Hildesheim, New York 1978, hier Bd.1, S.212/213. Die biographischen Angaben zu Charlotte Hezel sind äußerst spärlich, alle anschaulicheren Details finden sich in Artikeln über die Brüder und den späteren Ehemann.

¹²⁶ In der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg sind fünf handschriftliche Briefe von Charlotte Hezel erhalten. Sie alle stammen aus dem Jahr 1779 und sind an Hofrat Georg Wilhelm Zapf in Augsburg gerichtet, den sie als Kollekteur für ihr Wochenblatt gewinnen konnte. (Die Antwortbriefe Zapfs sind nicht überliefert.) Charlotte Hezels knappe Angabe zu ihrer Herkunft und Bildung in einem dieser Briefe an Zapf war provoziert worden

Markt brachte, hatte sie den Hofrat Johann Wilhelm Friedrich Hezel geheiratet, einen Privatgelehrten, der kommentierte Bibelübersetzungen und Grammatiken der orientalischen Sprachen verfaßte. Er war ein Jahr älter als sie, wie ihr dritter Bruder Ernst, mit dem sich Hezel auf der Universität Jena angefreundet hatte. Eine gemeinsame Reise führte die beiden ehemaligen Kommilitonen durch Ilmenau, wo Hezel in Schwabes Elternhaus Charlottes Bekanntschaft machte. Ein späterer Biograph wußte zu berichten, daß er insbesondere die Bildung der jungen Frau geschätzt habe:

Hrn Schwabe's einzige Schwester, von Körper und Seele das weibliche Geschöpf, mit welchem er glücklich zu leben sich getraute, prägte sich seiner Seele ein. Auf der Rückreise ward sein Entschluß, um sie zu werben und zu Ilmenau künftig zu wohnen, fest. Er warb und erhielt sie. [...] Ein gutes Herz, Verstand und etwas Vermögen machten ihm seine Gattin werth, und ihre Belesenheit in den besten neueren Werken der vaterländischen poetischen und prosaischen Schriftsteller, die sie in ihrer kleinen Bibliothek aufgestellt hatte, vertrat ihm die Stelle größerer Gesellschaften.¹²⁷

Am Tag der Eheschließung verlieh der regierende Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt Wilhelm Friedrich Hezel den Titel eines kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen. Das Paar lebte zuerst in Ilmenau, wo beide ihren schriftstellerischen Arbeiten nachgingen, ab 1780 dann auf einem kleinen benachbarten Landgut, das sie nach dem Tod des alten Schwabe geerbt hatten. Ende des Jahres 1779 hatte Charlotte Hezel wegen Schwierigkeiten mit dem Vertrieb ihr Wochenblatt eingestellt – so jedenfalls lautete ihre öffentliche Begründung. In einer Mitteilung an ihre Leserinnen beteuerte sie, daß es ihr weder an Zuspruch und Abonnentinnen fehle, um die Zeitschrift fortzusetzen, noch an Stoffen und Ideen.¹²⁸ Sie erwog dort noch eine Umstellung auf eine Vierteljahresschrift, doch eine solche ist nie erschienen. Überhaupt hat Charlotte Hezel nach dem *Wochenblatt für's Schöne Geschlecht* wohl nie wieder etwas veröffentlicht. Eventuell haben die vier Kinder, die sie in den folgenden Jahren bekam,¹²⁹ ihre publizistischen Ambitionen gehemmt. Der Gatte schrieb indessen

durch dessen Frage, ob sie Leipzigerin sei. Er hatte also wohl wissen wollen, ob sie mit Johann Joachim Schwabe, einem engen Vertrauten Gottscheds und Verfasser der literarischen Zeitschrift *Belustigungen des Verstandes und des Witzes* (1741–1745), verwandt sei. Dies war offenbar nicht der Fall. Charlotte Hezel erwähnte außerdem, daß ihr Bruder ein Schüler Riedels gewesen sei. Demnach hatte der in Erfurt Philosophie studiert. Charlotte Hezel an G.W. Zapf am 5.6.1779, Staats- und Stadtbibliothek Augsburg [SStB Augsburg], 2° Cod. Aug. 419, fol. 141^r–142^v.

¹²⁷ Strieder: Grundlage, Bd. 18 (1819), zit. nach DBA 535, 131–153.

¹²⁸ An meine L.L., in: WfSG, Umschlag zum vierten Quartalsheft, o.S. Zitate aus dieser Mitteilung und Darstellung der tatsächlichen Schwierigkeiten mit dem Vertrieb in Kap. III.2.2. Krull und Böhmel Fichera melden Zweifel an Charlotte Hezels Begründung an. Krull spricht von »Verlegenheitsartikeln« und nimmt an, daß Charlotte Hezel nicht »die nötige Anerkennung« gefunden habe (Krull, S. 202/203). Böhmel Fichera geht von einer geringen Verbreitung aus, da das Blatt in den großen überregionalen Rezensionsorganen nicht angezeigt wurde. Vermutlich habe die kleine Auflage die entstehenden Kosten nicht decken können. Böhmel Fichera: Werk, S. 31. Zur Verbreitung des *Wochenblatts* vgl. Kap. IV.2.

¹²⁹ Die Kinder werden – allerdings ohne Geburtsdaten – in einem Artikel über Johann Wil-